



ORIENTIERUNG

Nr. 12 61. Jahrgang Zürich, 30. Juni 1997

AUCH ZUSCHAUER SPIELEN eine Rolle. Diese unbequeme, nur dem Anschein nach paradoxe Einsicht stellt sich ein, wenn man die Debatte in der Schweiz um die nachrichtenlosen Vermögen, den Goldhandel mit Nazi-Deutschland und die Flüchtlingspolitik verfolgt. Das Palaver im Foyer setzt sich plötzlich auf der Bühne fort – ein unvorhergesehener Rollenwechsel. Die von der nationalsozialistischen Bedrohung herausgeforderte Neutralitätsmaxime, die als generelle Unschuldsumutung die Geschichte der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges mehr oder weniger gut gekleidet und verhüllt hat, wird in Zweifel gezogen. Das Stimmengewirr der unvermutet ins Rampenlicht gestoßenen Zuschauer läßt auf erhebliche Nervosität schließen: werden wir auf eine unbewältigte Vergangenheit verwiesen? Die Frage erscheint vielen unstatthaft, obwohl sie *Max Frisch* schon 1965 zur ernsthaften Prüfung empfahl: «... spricht man nämlich als Schweizer über die Schweiz, wörtlich von unbewältigter Vergangenheit, so wird eben schon durch die Übernahme der Terminologie der Vergleich mit dem damaligen Deutschland eingebaut, ein Vergleich, der selbstverständlich, was das Ausmaß der Schuld betrifft, zu unseren Gunsten ausfallen muß... Wir sind... vergleichsweise immer die Unschuldigen.»¹

«...vergleichsweise immer

Frischs Warnung vor einer komparatistischen Betrachtungsweise der eigenen Vergangenheit ist überhört oder in den Wind geschlagen worden. Die schweizerische Selbstbesinnung, die kritische Auseinandersetzung bewegte sich – das stellt sich heute heraus – in engen Grenzen. Sie wurden festgelegt vom glücklichen, dankbaren Gefühl, verschont geblieben zu sein, von der Staatsräson der Selbstbehauptung und vom Unwillen, die eigene Rolle und damit das ganze Ausmaß der Gefährdung, der die Schweiz und die damals verantwortlich Handelnden ausgesetzt waren, zu akzeptieren. Der Kalte Krieg polte die Magnetfelder der Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen um und förderte ein Gedächtnismuster, das Selbstzweifel am Sonderfall ausschloß und Erinnerungslücken zudeckte. Nun wird Geschichte als Politikum (wieder)entdeckt – das zeigt der Vorgang auf der Bühne unverstellt und für schweizerische Verhältnisse auf drastische Weise.

die Unschuldigen»

«Geschichte als Argument» war zwar das Thema des jüngsten deutschen Historikerkongresses – die Debatte in der Schweiz sorgt jenseits gediegener Kolloquien für eine eher grob gerasterte Illustration des dialektischen Verhältnisses zwischen Politik und Geschichte (und umgekehrt). Historiker, Politiker, Schriftsteller, Journalisten, Psychologen, Theologen, Veteranen und wer alles sonst noch einen Beitrag zu leisten sich zumutet, arbeiten sich an der Frage ab, was da war, ob überhaupt und was uns als Schuld und als Schulden noch immer auferlegt und abzutragen sei. Wie Geschichte deshalb zu interpretieren wäre, damit sie sich widerspruchsfrei in die eigene politische Argumentation einfügen lasse – dafür lieferte beispielsweise einer der derzeitigen Akteure, der Politiker *Christoph Blocher*, ein Schulbeispiel: er legte in einer Rede fest, «woran es nichts zu rütteln gibt», wandte sich gegen die «sogenannte <Aufarbeitung> der Geschichte» und empfahl den Status quo als Zukunftsmodell.² Andere Akteure spendeten Trost («Kein Grund zur Scham»), stellten wortreich moralische Betrachtungen an oder formten – je nachdem, welcher Partei damals Verantwortliche angehörten – aus den zutage geförderten Fakten partikuläre Argumentationshilfen für den Kampf gegen den politischen Gegner von heute. Aus diesen Turbulenzen sollen einige Fragestellungen im Sinne einer *Zwischenbilanz* herausgelöst werden, denn die Debatte – das ist uns schwer vorauszusehen – wird noch über Monate und Jahre weitergeführt. Das Ziel der folgenden Ausführungen ist es, auf einige Fragen hinzuweisen, die von den Schlagzeilen von heute wie von den vorhersehbaren von morgen überdeckt werden.

SCHWEIZ/ZEITGESCHICHTE

«...vergleichsweise immer die Unschuldigen»: Die Schweiz vor der nationalsozialistischen Bedrohung und im Zweiten Weltkrieg – Eine Mentalität genereller Unschuldsumutung – Die kritische Frage von *Max Frisch* im Jahre 1965 – Anstöße 1996 von außen – Debatte um nachrichtenlose Vermögen, Raubgold und Wirtschaftsbeziehungen – Erzwungene Abkehr von der Rolle des Zuschauers – Suche nach Zusammenhängen und Kontinuitäten – Die Erfahrung des Zivilisationsbruchs – Binnenorientierte Selbstkritik – Der «verschweizerte Antisemitismus» – Leerstellen der Schweizer Geschichte. *Carl Holenstein, Zürich*

THEOLOGIE/KIRCHENGESCHICHTE

Das II. Vatikanische Konzil als Ereignis: Zu einem Kongreß über seine Historiographie – Die Suche nach öffentlichen und privaten Quellen – Eine kritische Konzilsgeschichtsschreibung – Geschichtsmethodologische und hermeneutische Voraussetzungen – Das Konzil als ein Ereignis – Die französische Debatte um die Neubewertung des Ereignisbegriffes – Kontinuität oder Neubeginn – Zeiten der Debatten und Zeit des Konzils – Die Diskussion um den Begriff «pastoral» – Von der Pragmatik des Konzils zur Pragmatik seiner Texte – Der Bezug auf anthropologisches und kulturelles Allgemeinwissen – Eine Kirche, die die Außenwahrnehmung ernst nimmt. *Nikolaus Klein*

LITERATUR

«Ich glaube, daß die Welt mich anfällt...»: Der Schweizer Schriftsteller *Gerhard Meier* wird 80 Jahre alt – Der späte Entschluß, freier Schriftsteller zu werden – Eine lakonische Sprache – Das Dorf Armrain als Kristallisationspunkt der Welt – Querverweise auf die Musik – Distanz zum Literaturbetrieb und offizielle Anerkennung – Gespräche mit *Werner Morlang* – Wissen um die menschlichen Grenzen – Wertschätzung des Clownesken und Leichten. *Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri/Bern*

BUCHBESPRECHUNG

Veröffentlichungen über Franz Jägerstätter: Am 20. Mai dieses Jahres wäre *F. Jägerstätter* 90 Jahre alt geworden – Am 9. August 1943 hingerichtet – Biographische Erschließungen und theologische Untersuchungen. *Paul Gerhard Schoenborn, Wuppertal*

ESSAY

Der Abschied vom Einen: Theologische Anmerkungen zu Werken von *Thomas Tallis* und *Gregorio Allegri* – Trauer um die verloren gegangene Einheit – Erschrecken vor dem angebrochenen Chaos – Beginn der Moderne in der Musik reflektiert. *Ulrich Engel, Düsseldorf*

Neue Sichtweisen: der Anstoß kam von außen

Doch zuvor ist zu klären, was eigentlich geschehen ist, was und wer diese Debatte in Gang gesetzt hat und in welche Zusammenhänge sie zu stellen ist:

Die Öffnung von Archiven – seit 1989 in kontinuierlicher Folge sowohl in Ost- und Westeuropa wie in den USA – und die damit verbundenen Diskussionen eröffnen neue Perspektiven und Sichtweisen vor allem auf die Zeit des Nationalsozialismus und die Nachkriegsjahre. Pendenzen werden zutage gefördert und lange Verdrängtes wird nachhaltig in die Erinnerung zurückgerufen. Fast überall in Europa sind Auseinandersetzungen darüber in Gang gesetzt worden. Zusammen mit Anstößen von außen ist – bezogen auf die Schweiz – eine Diskussion entbrannt, die die Rolle des Landes in der damaligen außerordentlichen Situation einer breiten Öffentlichkeit gegenüber auf nachhaltige Weise relativiert. In dieser Diskussion stoßen unterschiedliche Mentalitäten und interessengebundene Interpretationen von zeitgeschichtlichen Problemen aufeinander. So entstand in den letzten Monaten eine verwirrende, vordergründig ereignisorientierte, von Mißverständnissen belastete und polemisch gefärbte Mischung aus isolierten Fakten und Halbwissen.

Verstärkt und zugespitzt wurde diese Verwirrung durch die Aktivitäten von US-Senator *Alfonse D'Amato*, dem Vorsitzenden des Bankenausschusses des Senats, der seit dem ersten Hearing im April 1996 (aus welchen Motiven auch immer) pausenlos politische Schlagzeilen zu den nachrichtenlosen Vermögen und zum Goldhandel der Schweizerischen Nationalbank lieferte. Der «World Jewish Congress» und die «World Jewish Restitution Organisation»³ erinnerten an die ausstehenden und rechtmäßig einzufordernden Verpflichtungen. Denn weder das Washingtoner Abkommen von 1946 noch der Bundesbeschluß von 1962 über die Meldepflicht von erblosen Vermögen⁴ haben – das stellt sich aufgrund der zutage getretenen Faktenlage zwingend ein – das Problem der nachrichtenlosen Vermögen gelöst. So sahen sich die Schweizer Banken erneut gezwungen, ihre nachrichtenlosen Konti zu überprüfen. Die Bankiervereinigung schloß mit jüdischen Organisationen im Mai 1996 ein «Memorandum of Understanding» ab. Das auf seiner Basis eingesetzte Komitee (unter dem Namen Volcker-Kommission bekannt) soll die Verfahren und die Methodik der erneut in Gang gesetzten individuellen Nachforschungen gewährleisten und überprüfen. Trotz dieser Maßnahmen verstummten die Vorwürfe nicht; die Zweifel wurden nicht beseitigt, die Schweizer Banken hätten nicht alles, was rückerstattungspflichtig war, herausgerückt. Mutmaßungen über Zahlen und gehortetes Gold verstärkten die Skepsis, das Ausmaß sowohl der augenblicklichen wie der willkommenen wirtschaftlichen Beziehungen des Finanzplatzes Schweiz mit Nazi-Deutschland lasse sich gründlich klären.

¹Max Frisch, *Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?*, in: Schweiz als Heimat? Versuche über 50 Jahre. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1990, S. 215.

²Christoph Blocher, *Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg. Eine Klärstellung.* (Referat vom 1. März 1997/Manuskript.) Die breite Auswertung von Quellen, die diesem Referat zugrundeliegen – das Manuskript verweist auf 35 Anmerkungen – steht konsequent im Dienste der politischen These, die Schweiz habe sich wie damals auch heute strikt dem Neutralitätsdogma zu verpflichten.

³Die «World Jewish Restitution Organisation» wurde 1992 gegründet; sie verhandelt vor allem in den osteuropäischen Ländern über die Rückerstattung von jüdischen Vermögenswerten, d.h. die Restitution von jüdischem Gemeindebesitz (Synagogen, Schulen, Gemeindehäuser, Kulturstätten).

⁴Banken, Anwälte und Treuhänder wurden mit diesem Bundesbeschluß erneut zur Meldung aller Werte verpflichtet, von denen anzunehmen war, daß sie Opfern des Nazi-Regimes gehörten. Es wurden 9,5 Mio. Franken eruiert und zu drei Vierteln Berechtigten überwiesen. 2,120 Mio. Franken wurden dem Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund überwiesen, 1,068 Mio. Franken der Flüchtlingshilfe. Vgl. dazu auch: Peter Hug, Marc Perrenoud, *In der Schweiz liegende Vermögenswerte von Nazi-Opfern und Entschädigungsabkommen mit Oststaaten.* Schweizerisches Bundesarchiv, Bern 1996/97.

Dabei wurde die politische Dimension dieser – wie sich immer deutlicher zeigte – Hinhaltenakt, die nur immer so viel preisgab, wie gerade gefordert wurde, auf unverständliche Weise unterschätzt. Die politischen Instanzen vermochten nicht einzusehen, daß es sich um mehr als um einen wieder zu korrigierenden Image-Verlust handelte. Im Oktober 1996 wurde eine «Task Force» geschaffen, ein «Einsatzstab Vermögenswerte Naziopfer», und schließlich stimmte das Parlament im Dezember 1996 einem Bundesbeschluß zu, der eine umfassende «historische und rechtliche Untersuchung des Schicksals der infolge der nationalsozialistischen Herrschaft in die Schweiz gelangten Vermögenswerte» ermöglichen soll. Eine neunköpfige, international zusammengesetzte Historikerkommission wird sich im Zeitrahmen von fünf Jahren dieser Aufgabe widmen. Im Januar 1997 errichteten Banken und die Wirtschaft einen Fonds für Holocaust-Opfer. Der Bundespräsident kündigte am 5. März 1997 überraschend eine «Schweizerische Stiftung für Solidarität» an, die aufgrund der Bewirtschaftung eines Teils der Goldreserven jährlich etwa 350 Millionen Franken für «Opfer von schwerer Armut und Katastrophen, von Genoziden, Folter und anderen schweren Menschenrechtsverletzungen, selbstredend auch an jene von Holocaust und Shoa»⁵, zur Verfügung stellen könnte. Die Überraschung, die sich nach dieser Ankündigung einstellte und die Polemik, die seither entbrannte, zeigen, wie wenig vorbereitet man hierzulande war und ist, die Rollen und Verantwortungen zu klären, die sich mit der Zeit des Nationalsozialismus und den Jahren danach noch immer verbinden, wie ambivalent und damit auch mißverständlich das Beziehungsgewebe war, das den neutralen Kleinstaat und seine verantwortlich Handelnden mit dem Nazi-Regime verband.

Dies wird auch deutlich angesichts des kürzlich veröffentlichten Vorberichts von *Stuart Eizenstat* über «Die Bemühungen der USA und der Alliierten, Gold und andere von Deutschland während des Zweiten Weltkriegs gestohlene oder versteckte Wertsachen aufzufinden und zurückzuerstatten». Der im Auftrag der US-Administration erarbeitete Bericht konfrontiert die Schweiz mit Fragestellungen, die mit dieser Dringlichkeit bisher nicht gestellt wurden. In Sätzen wie den folgenden – auch wenn sie aus dem Zusammenhang des kompilatorischen, uneinheitlichen Berichts herausgerissen sind – legen nahe, wie notwendig differenzierte Deutungen der schweizerischen Neutralitätsmaxime sind: «... nicht nur Angst und der Gedanke an Selbstverteidigung waren Gründe für die Neutralität; in allen neutralen Ländern blieb man auch neutral aus Gewinnsucht, in einigen, weil man offene Sympathien für Nazi-Deutschland hegte. Auf jeden Fall aber führte ihr reger Handel mit dem Dritten Reich dazu, Nazi-Deutschlands Kriegskraft zu stärken und den Krieg so zu verlängern.»⁶ Ob und in welchem Ausmaß sich dies auch für die Schweiz bestätigt, läßt sich wohl erst dann beantworten, wenn die aus den amerikanischen Archiven gehobenen und im Eizenstat-Bericht verzeichneten 15 Millionen Seiten umfassenden Dokumente ausgewertet sein werden.

Erzwungene Abkehr von der Rolle des Zuschauers

Dieser Sturm der ungebetenen Fragestellungen stört die hiesigen Übereinkünfte und verführt zur Instrumentalisierung historischer Fakten. Er fördert situationsbezogene, rechtfertigende und polemische Argumentationsweisen und Zuspitzungen. Die in Akteure verwandelten Zuschauer sehen sich unvermutet mit Rollen konfrontiert, die überdacht werden müssen: die Mitwisser, Hehler, Profiteure, die unwissenden, ahnungslosen, naiven, mutigen, unbestechlichen, tapferen Beteiligten – sie alle fangen in dieser Debatte an, Konturen und Profil zu gewinnen und lösen sich aus dem bisherigen, fast ungetrübten Genre-Bild des

⁵Zit. nach: «Neue Zürcher Zeitung», 6. März 1997/Nr. 54.

⁶In: «Tages-Anzeiger»-Dossier, 15. Mai 1997. Das Dossier enthält eine Übersetzung des Vorworts und der Zusammenfassung des Eizenstat-Berichts sowie einen Kommentar des Lausanner Historikers Hans Ulrich Jost.

schweizerischen «Wir»-Gefühls. Die Verwirrung und die Verunsicherung entstehen aus der nur zögernd akzeptierten Einsicht, daß Zuschauen unmöglich war und ist, daß der Mythos des Sonderfalls keinen Ruhepunkt in der Betrachtung und Veranschaulichung der eigenen Geschichte darstellt. «Sobald wir unserer Lage bewußt werden, befinden wir uns auf einem mehr oder weniger zerbrechlichen Schiff, welches auf einer von Millionen Wogen dahertreibt. Man könnte aber auch sagen: Diese Woge sind wir ja zum Teil selbst.» Mit dieser paradoxen Metapher verweist *Jacob Burckhardt* sowohl auf die Ambivalenzen wie auf die Grenzen, die unser Interpretieren begleiten und einschränken.

Die erregte, verbissene, als politische Ausmarchung und moralisches Reinigungsbad mißbrauchte Debatte über die jüngste schweizerische Vergangenheit verstellte den Ausblick auf die Fragen, die gestellt werden müssen: Auf welche Versäumnisse werden wir aufmerksam gemacht? Wie haben wir unsere Gedächtniskultur gestaltet, welche Erinnerungen wurden zugunsten einer widerspruchsfreien Interpretation verdrängt? Weshalb hat das, was auch die schweizerische Geschichtsforschung im Laufe der fünf Nachkriegsjahrzehnte – mühsam zwar und mit unterschiedlicher Dringlichkeit – zur Sprache brachte, uns trotzdem immer wieder zu «vorzeitigen Versöhnungen» (Ludwig Hohl) verführt? Warum verschweigen jene, die heute gegen behördliche Fehlleistungen protestieren, die Tatsache, daß wir alle *von außen* auf die Dringlichkeit der offenen Fragen hingewiesen wurden?

Die erzwungene Abkehr von der Rolle des Zuschauers, vom unverwandten Blick der Zuschauer auf die Zuschauer, verwandelt den einfach strukturierenden Gegensatz von «Anpassung oder Widerstand» in eine unübersichtlichere Verbindung von «Anpassung und Widerstand». Aus dieser Gemengelage müssen wir herausfinden. Weder eine «kollektive Schuld» noch eine «kollektive Unschuld» sind zu klären, sondern die Versäumnisse, die die Voraussetzungen für die heutigen, inadäquaten Versuche schufen, Geschichte erneut als politisches Argument zu mißbrauchen und ignorant auszuschließen, was sich nicht in die eigene Vorstellungswelt einfügen läßt.

Die Debatte deckt auch auf, wie schwer es fällt, mit unserem nachträglichen Wissen die Entscheidungen und Handlungen der damals verantwortlichen Akteure in jenen Kontext zu stellen, der *ihnen* bewußt sein konnte: ihre Motive, Optionen und Handlungsspielräume werden in der Abfolge aller späteren Ereignisse gleichsam eingeschlossen, auf zwangsläufig sich ergebende Resultate des Handelns reduziert und der moralischen Beurteilung der Nachgeborenen – in zeitlicher, historischer Distanz – überantwortet. «Man erschrickt über die Groteskheit menschlicher Handlungen, sobald sie nur ein wenig ausgetrocknet sind, und sucht sie aus allen Umständen zu erklären, die man nicht selbst ist, das ist aus den historischen. – Historisch ist das, was man selbst nicht tun würde; der Gegensatz dazu ist das Lebendige.»⁷

Das schweizerische Vakuum

Das schließt nicht aus, daß Zusammenhänge aufgedeckt und Kontinuitäten aufgewiesen, Verdichtungen von Entwicklungen, aber auch Brüche festgestellt werden können, die als Herausforderung, als Pendezenz, als Defizit die lebendige Gegenwart beschäftigen:

In einem Votum in einer Veranstaltung der Schweizerisch-deutschen Kulturvereinigung, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg um eine Normalisierung des Verhältnisses zu Deutschland bemühte, erklärte Max Frisch 1949: «Ich sage nicht, daß die Gespräche mit deutschen Zeitgenossen ohne jeden Gewinn wären; mindestens nicht für uns. Die tausend Geschichten, die man uns erzählt, haben mich mehr und mehr unsicher gemacht, wie ich mich in ähnlicher Lage selber verhalten hätte. Sie haben uns erschüttert. Ich meine damit nicht eine Rührung, eine vorüberge-

hende Stimmung, sondern eine durchaus bleibende Veränderung. Sie haben unser Vertrauen in die eigene Menschlichkeit erschüttert. Menschen, die ich als verwandt empfinde, sind Unmenschen geworden... Ich möchte es so sagen: Wenn Menschen, die gleichen Worte sprechen wie ich und eine gleiche Musik lieben wie ich, nicht davor sicher sind, Unmenschen zu werden, woher beziehe ich fortan meine Zuversicht, daß ich davor sicher sei?»⁸

Diese Erfahrung, der «Zivilisationsbruch», der sich in den Nachkriegsjahren für viele Zeitgenossen wie eine Lähmung auswirkte und der sich auch hierzulande in einem «kommunikativen Beschweigen» fortsetzte, ist der schweizerischen Debatte früh verloren gegangen. Von dem, was sich mit «Auschwitz» verband und verbindet, hat man sich in der Schweiz abgewandt und hat die nationalen Grenzen auch als moralische verstanden. Wer die Literatur als ein «altes, durch nichts zu ersetzendes Verfahren der Weiterklärung und der Bestimmung dessen, was menschenwürdig ist» versteht (Peter von Matt), wird in der Schweizer Literatur nicht viel Aufschluß über das schreckliche Gefühl finden, «daß wir geistig in der Luft hängen.»⁹ Der Schrecken ließ sich bannen. Die Erzählungen schwankten zwischen subtilen, umstrittenen und erinnerungsselligen Beschreibungen, zwischen «Ein Haus zu wohnen» (David Wechsler, 1961), «Die Hinterlassenschaft» (Walter Matthias Diggelmann, 1965) und «Rost und Grünspan» (Hans Schumacher, 1964).

«Wir mußten Dinge tun, die Verrat an unseren Grundsätzen waren, und sie werden dadurch, daß wir die Erinnerung daran verdrängen und durch keine Literatur auf sie verwiesen bleiben, nicht aus der Geschichte geräumt; das versetzt uns lediglich in ein Vakuum; das wiederum macht uns unsicher und empfindlich», stellte Max Frisch 1965 fest.¹⁰ Die intellektuelle Debatte der nachfolgenden Jahre blieb nach innen gerichtet, *Peter Bichsel* «Des Schweizers Schweiz» erinnerte nicht mehr an Frischs elementare Unsicherheit: «Diese Selbstgerechtigkeit macht die Schweiz unveränderbar, und ich erschrecke beim Gedanken, in zwanzig Jahren in einer Schweiz leben zu müssen, die aussieht wie diese. Wir haben uns sehr daran gewöhnt, Museum zu sein. Es macht uns Spaß, von Ausländern bewundert zu werden, und wer von einem «Sonderfall Schweiz» spricht, meint damit das «Museum Schweiz», eine Demokratie zu Demonstrationszwecken.»¹¹ Damit war fast ohne Ausnahme die Tonlage festgelegt, auf die die Kritik seither eingestimmt blieb. Sie setzte sich am «Wir» an der Schweiz fest, erinnerte nur gelegentlich mit präzisen Fragen an die Brüchigkeit der stilisierten Schweiz- und Erinnerungsbilder¹², sie stellte nie entschieden und hartnäckig die Frage nach den Verdrängungen, die uns heute so unerbittlich in Erinnerung gerufen werden.¹³

Aus dieser binnenorientierten Selbstkritik ist es vielleicht auch zu erklären, weshalb wir heute so überrascht und unangemessen auf die dringlichen, für viele ungebühten Anfragen reagieren, welche mit den Entschädigungen für Holocaust-Opfer und deren Erben zusammenhängen: gerade die Opfer waren ja im schweizerischen Diskurs ausgeblendet, die Erschütterung von «Auschwitz» hat uns nicht zum Innehalten gezwungen, das Grauen hat unsere Zuversicht nicht beeinträchtigt.

So gibt es bis auf den heutigen Tag eine spezifisch schweizerische Mentalität, die den komplexen Beziehungen der Schweiz mit Nazi-Deutschland ausweicht. Als «vergleichsweise immer die Unschuldigen» erliegen wir zwanghaft immer wieder der Illusion des Zuschauers, der ungebrochen von seinem «Vertrauen in die eigene Menschlichkeit» zehrt. Das zeigte sich unter ande-

⁸Max Frisch, *Kultur als Alibi*, in: *Öffentlichkeit als Partner*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1967, S. 16 und 20.

⁹Max Frisch, a.a.O., S. 24.

¹⁰Max Frisch, *Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?*, S. 216.

¹¹Peter Bichsel: *Des Schweizers Schweiz*. Arche Verlag, Zürich 1969, S. 27.

¹²Z.B. Otto F. Walter, *Brief an einen Aktivdienst-Veteranen*, in: *Auf der Suche nach einer Anderen Schweiz*. – edition kürz, Küsnacht/Zürich 1991, S. 20ff.

¹³Z.B. Adolf Muschg, *Die Schweiz am Ende. Am Ende die Schweiz. Erinnerungen an mein Land vor 1991*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1990.

⁷Robert Musil; *Das hilflose Europa*. Piper Verlag, München 1961, S. 7.

rem in den Reaktionen auf ein Interview, das der für das Jahr 1996 amtierende schweizerische Bundespräsident Jean-Pascal Delamuraz Ende 1996 einer Westschweizer Zeitung gab: Nachdem er die geforderten Entschädigungen als »Lösegeldforderungen und Erpressung« diffamiert hatte, fügte er den Satz an: «Parfois, en entendant certains, je me demande si Auschwitz est en Suisse» (Manchmal frage ich mich, ob Auschwitz in der Schweiz liegt). Auf diese Aussage reagierte *Adolf Muschg* mit einem Text, der «Auschwitz» auf doppelte Weise in eine Metapher verwandelte: er deutet Auschwitz als Zeichen «einer noch nie dagewesenen Teilnahmsferne» und instrumentalisiert den Genozid als Argument für seine Kritik am schweizerischen Abseitsstehen: «Der Satz, Auschwitz liege schließlich nicht in der Schweiz, bedeutet auch: die Schweiz gehört nicht zu Europa, sie nimmt nicht teil an der Zivilisation, die bei uns selbst beginnt.»¹⁴ Damit vereinnahmt Muschg «Auschwitz» als Bild für seinen Appell, endlich die Rolle des «enttarnten Musterknaben» preiszugeben und am Aufbau Europas teilzunehmen, um «dem Land zu gleichen, das wir waren, und das wir sein könnten.»

Der «verschweizerte Antisemitismus»

Die Stichworte «Lösegeldforderung» und «Erpressung» fanden in bedrohlich vielen antisemitischen Leserbriefen Zustimmung, aber auch entschiedene Kritik – und lösten Polemiken aus, die wiederum zeigen, wie leicht es fällt, Geschichte vor allem dann zu instrumentalisieren, wenn ein historiographisches Niemandsland betreten wird: die Geschichte des schweizerischen Antisemitismus. Erst seit *Jacques Picards* beispielhafter Darstellung über «Die Schweiz und die Juden 1933 bis 1945»¹⁵ wird das Verhältnis der Schweiz zu den Juden und der Juden zur Schweiz erhellt und in Zusammenhängen vergegenwärtigt, die ein erneutes Ausweichen vor unbequemen Fragen nicht mehr zulassen. Allein der Hinweis auf die «Verschweizerung des Antisemitismus» und die Rückblende auf das 19. Jahrhundert erinnern an die schmerzhaften Versäumnisse der schweizerischen Geschichtsschreibung. Diese und weitere Versäumnisse werden nun allmählich ins Bewußtsein gerückt und eingeklagt.¹⁶

Wie manifestierte sich der schweizerische Antisemitismus? Wie mutierte er, nach dem jahrhundertelangen Antijudaismus, im 19. Jahrhundert zum Antisemitismus (Wilhelm Marr, 1879)?

¹⁴ Adolf Muschg, Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt. Fünf Reden eines Schweizer an seine oder keine Nation. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1997, S. 11.

¹⁵ Jacques Picard, Die Schweiz und die Juden 1933–1945. Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik. Chronos Verlag, Zürich 1994.

¹⁶ Vgl. z.B. Streit um Geschichte, Antisemitismus, Rassismus, in: «Widerspruch» (Heft 32/Dezember 1996).

Wie verband er sich mit politischen, ökonomischen, religiösen, sozialen Krisenlagen, mit Rassentheorien und dem erbitterten Kampf gegen die Dynamik der beginnenden Moderne? Wie haben sich die Akteure verhalten, die Kirchen, die Parteien? Mit Sicherheit wissen wir – bezogen auf die Zeit zwischen 1933 und 1945 und die Zeit unmittelbar danach – nur, daß sie (von individuellen Ausnahmen abgesehen) schwiegen und einen behördlichen Antisemitismus duldeten und förderten; der Tausende von jüdischen Flüchtlingen das Leben kostete:

«Nichts könnte den Zusammenhang zwischen antisemitisch bestimmter Fremdenfeindlichkeit und Flüchtlingspolitik besser verdeutlichen als die Begründung, mit der die Justizbehörden beim Bundesrat im März 1938 Maßnahmen beantragten: «Wenn wir einer unseres Landes unwürdigen antisemitischen Bewegung nicht berechtigten Boden schaffen wollen, müssen wir uns mit aller Kraft und wenn nötig mit Rücksichtslosigkeit der Zuwanderung ausländischer Juden erwehren, ganz besonders von Osten her.»¹⁷ Für Picard wird in dieser Begründung – dabei ist ihm uneingeschränkt zuzustimmen – «der verquere Charakter eines verschweizerten Antisemitismus sichtbar: Nicht der «ausländische» Antisemitismus ist zu bekämpfen, sondern die fremden Juden sind abzuwehren».

Das von Max Frisch diagnostizierte Vakuum, das uns unsicher und empfindlich macht, die Leerstellen unserer Geschichte und Geschichten beginnen sich zu füllen. «Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte dazu – man kann nicht leben mit einer Erfahrung, die ohne Geschichte bleibt...»¹⁸ Haben wir uns nicht lange genug geweigert, die Geschichten zu suchen oder: haben wir zu lange ohne Geschichte gelebt – mit Stilisierungen, Beschwichtigungen und Bagatellisierungen? Muß man gleich von «nationaler Identität» oder von «Mythen», von den ungebrochenen Traditionen der Solidarität sprechen, wenn wir uns nun endlich auf die Suche machen – auf die Gefahr hin, daß sich die festverankerte Tellsplatte vielleicht verschiebt?

Carl Holenstein, Zürich

¹⁷ Jacques Picard, a.a.O., S. 37. Vgl. auch: Hermann Kocher, «Rationierte Menschlichkeit». Schweizerischer Protestantismus im Spannungsfeld von Flüchtlingsnot und öffentlicher Flüchtlingspolitik der Schweiz 1933–1945. Chronos Verlag, Zürich 1996. Ursula Käser-Leisbach, Die begnadeten Sünder. Stimmen aus den Schweizer Kirchen zum Nationalsozialismus 1933–1945. CARDUN Verlag, Winterthur 1994. Ralph Weingarten, Die Hilfeleistung der westlichen Welt bei der Endlösung der deutschen Judenfrage. Das «Intergovernmental Committee on Political Refugees» (IGC) 1938–1939. Verlag Peter Lang, Bern 1981. (Diese Dissertation behandelt u.a. ausführlich die Rolle der Schweiz bei der Evian-Konferenz von 1938.) Die Schweiz und die Flüchtlinge. Studien und Quellen. Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs. Verlag Paul Haupt, Bern 1996.

¹⁸ Max Frisch, Mein Name sei Gantenbein. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1964, S. 14.

Das II. Vatikanische Konzil als Ereignis

Zu einem Kongreß über seine Historiographie

Seit dem Jahr 1988 arbeitet unter der Koordination von *Giuseppe Alberigo* und *Alberto Melloni* (beide vom *Istituto per le Scienze Religiose* in Bologna) eine internationale Forschergruppe an einer kritischen Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ihre erste Aufgabe sehen deren Mitglieder in der Erfassung, Sicherung und Auswertung amtlicher wie privater Quellen zur Geschichte dieses Konzils. Zu diesem Zweck fanden in den letzten Jahren in Leuven – Louvain-la-Neuve (1989), Houston (1991), l'Arbresle-Lyon (1992), Würzburg (1993), Louvain-la-Neuve – Leuven (1994) und Moskau (1995) internationale Kongresse mit dem Zweck statt, eine erste Auswertung dieser vielfach erst neu erschlossenen Quellen vorzulegen.¹ Inzwischen

¹ Einen Überblick über die drei ersten Kongresse und deren Publikationen vgl. J. Famerée, Vers une Histoire du concile Vatican II, in: *Revue d'histoire ecclésiastique* 89 (1994) S. 622–642; für Würzburg (1993): K.

sind vom *Istituto per le Scienze Religiose* auch die ersten beiden Bände einer auf fünf Bände geplanten Geschichte des Zweiten

Wittstadt, W. Verschooten, Hrsg., Der Beitrag der deutschsprachigen und osteuropäischen Länder zum Zweiten Vatikanischen Konzil. (Instrumenta theologica, 16). Leuven 1996; für Louvain-la-Neuve – Leuven (1994): M. Lamberigts, Cl. Soetens, J. Grootaers, Hrsg., Les Commissions conciliaires à Vatican II. (Instrumenta theologica, 18). Leuven 1996; für Moskau (1995): M. Paiano, Il Vaticano II visto dalla Russia: convegno di studi: Mosca 29 marzo – 2 aprile 1995, in: *Cristianesimo nella storia* 17 (1996) S. 156–172; A. Melloni, Zwischen Ostpolitik und Ökumenismus. Die Beziehungen zwischen Rom und Moskau während des Zweiten Vatikanischen Konzils, in: *Concilium* 32 (1996) S. 533–538, 533ff.; Per la storicizzazione del Vaticano II, in: *Cristianesimo nella storia* 13 (1992) Heft 2; G. Alberigo, A. Melloni, Verso il Concilio Vaticano II (1960–1962). Passaggi e problemi della preparazione conciliare. (Testi e ricerche di scienze religiose, 11). Marietti, Genua 1993; G. Alberigo, Il Vaticano II fra attese e celebrazione. (Testi e ricerche di scienze religiose, 13). Il Mulino, Bologna 1995.

Vatikanischen Konzils vorgelegt worden.² Der in Bologna vom 12. bis 15. Dezember 1996 unter dem Titel *Il Vaticano II: l'evento, l'esperienza e i documenti finali* organisierte Kongreß sollte eine kritische Bewertung der bisher geleisteten Arbeit vornehmen und deren hermeneutische Voraussetzungen für weitere Forschungen überprüfen.³

Der Text zur Ausschreibung des Kongresses faßte in knappen Worten die methodologischen Voraussetzungen und hermeneutischen Vorentscheidungen der bisher geleisteten Arbeit zusammen: «Die Leitvorstellung für dieses Projekt ist in der Überzeugung begründet, daß das Konzil als *Ereignis* vielschichtiger und bedeutsamer ist als die Summe seiner Entscheidungen. Aus diesem Grunde kann man sich nicht nur darauf beschränken, den Korpus seiner Konstitutionen und Dekrete im Lichte ihrer Entstehung in den Debatten des Konzils zu analysieren und zu interpretieren, sondern das Konzil als Ereignis selber verdient es, Gegenstand eigenständiger Forschung zu sein, das es in all seinen Aspekten zu erkennen lohnt.» Als Begründung für diese Problembeschreibung wies der Einladungstext auf die Tatsache hin, daß das Zweite Vatikanische Konzil auf die Formulierung von zwingend verpflichtenden Regeln im Bereich der Disziplin wie von Glaubenssätzen verzichtet hat und so einen neuen Typ von Konzil darstellt. Aus diesem Grund wäre es ein Fehlurteil, wenn man das Konzil nur anhand der von ihm verabschiedeten Texte interpretieren würde. Aus dem Blick würde dabei die Tatsache geraten, daß die wichtigste Erneuerung, die das Konzil eingeführt hat, die Überwindung der bisherigen Art und Weise seiner Beziehung zur Welt darstellt. G. Alberigo hat auf dem Kongreß in seinem Referat diese Zusammenhänge so formuliert, daß er vom «Mehrwert» des Konzils, der über die von ihm gefällten Entscheidungen hinausgeht, gesprochen hat: «Die Gleichsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils mit der Summe seiner Entscheidungen zu überwinden, anzuerkennen, daß das Konzil in seinem Ablauf vielgestaltiger und differenzierter war als die Texte, die es verabschiedet hat, dies würde einen hermeneutischen und geschichtsmethodologischen Fortschritt bedeuten.»

Was ist ein Ereignis?

Geht man von einer solchen Fragestellung aus und stellt dabei die geschichtsmethodologischen Probleme in den Vordergrund, legt es sich nahe, danach zu fragen, was in der Geschichtswissenschaft als ein Ereignis bezeichnet wird. In einer unreflektierten Weise spricht man von einem Ereignis, wenn man damit einen Vorgang bezeichnet, der im Ablauf eines Prozesses eine entscheidende Bedeutung hat, weil er entweder ein Geschehen in Gang setzt oder einen Vorgang abbricht. Die pointierte Rede

²G. Alberigo, *Storia del concilio Vaticano II. Volume 1. Il cattolicesimo verso una nuova stagione. L'annuncio e la preparazione*. Peeters/Il Mulino, Leuven und Bologna 1995; *Volume 2. La formazione della coscienza conciliare, ottobre 1962 – settembre 1963*. Peeters/Il Mulino, Leuven und Bologna 1996; deutsch: G. Alberigo, K. Wittstadt, Hrsg., *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils 1959–1965. Band I Die Katholische Kirche auf dem Weg in ein neues Zeitalter. Die Ankündigung und Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils (Januar 1959 bis Oktober 1962)*. Grünewald/Peeters, Mainz und Leuven 1997.

³Vgl. G. Turbanti, *Per la storia del concilio*, in: *il regnoattualità* vom 15.2.1997, S. 82–85; P. Hünermann, *Il concilio vaticano II come evento*, in: *il regno-documenti* vom 1.6.1997, S. 376–386. Neben den im Bericht erwähnten Vorträgen gab es Referate über die Dialektik von Ereignis-Entscheidung bei verfassungsgebenden Versammlungen (P. Pombeni, Bologna) und in der Historiographie der Konzilien (G. M. Vian, Rom), über die Rezeption des Konzils im Konzil selbst (G. Routhiers, Québec), über die Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Konzilsorganen (R. Burignana, Bologna und J. Grootaers, Brüssel), über die Analyse von Konzilstagebüchern (H. Famerée, Louvain-la-Neuve und A. Melloni, Rom), über Zusammenschlüsse von Konzilsteilnehmern (C. Soetens, Louvain-la-Neuve und L. Perrin, Strasbourg). Schriftliche Eingaben lagen vor über die Episkopate einzelner Länder, über Einzelpersonen und ihre Privatarchive, über die Arbeit von Konzilskommissionen. Die Kongreßakten werden im Herbst 1997 in der Reihe *Testi e ricerche di scienze religiose* bei Il Mulino in Bologna erscheinen.



30tägige Exerzitien

nach der Art des Ignatius von Loyola
vom 22. August bis 21. September 1997
Leitung: Jean Rotzetter SJ

Auskunft und Anmeldung:

Notre Dame de la Route
17, Chemin des Eaux-Vives
1752 Villars-sur-Glâne/Fribourg
Tél. (026) 409 75 00

von einem Ereignis rückt damit die Frage nach Kontinuität bzw. Diskontinuität in den Vordergrund. *Etienne Fouilloux* (Villeurbanne/Lyon) erinnerte daran, daß der französische Historiker Pierre Nora den Begriff des Ereignisses wieder in die Geschichtswissenschaft eingeführt hatte⁴, um damit nicht in erster Linie eine Kategorie des Historikers zu meinen, sondern eine durch einen Vorgang hervorgerufene Erschütterung unter der Bevölkerung zu beschreiben, die durch die Massenkommunikationsmittel zustande kommt. In diesem Sinne ist die Kategorie Ereignis auf das Zweite Vatikanische Konzil sehr wohl anzuwenden, fand es doch durch die Vermittlung der Medien weltweite Aufmerksamkeit und schuf so bei Katholiken wie bei Nichtkatholiken das Bewußtsein, daß hier ein geschichtlicher Prozeß abläuft, der eine wesentliche Änderung ihrer Situation mit sich bringt.

Verweist so die erste Bestimmung von Ereignis auf das Moment der Mitteilung und Vermittlung von Nachrichten über Vorgänge, so bedeutet es an zweiter Stelle für die Leser, Hörer und Zuschauer solcher Informationen die Erfahrung eines geschichtlichen Bruches und einer lebensweltlichen Neuorientierung. E. Fouilloux wies darauf hin, daß man für diesen zweiten Aspekt, den man für das Zweite Vatikanische Konzil als den Übergang von einem vorkonziliaren zu einem durch das Konzil erneuerten Katholizismus gedeutet hat, bei der Verwendung des Begriffes des Ereignisses beachten muß, ob man von einer damals aktuellen Bewußtseinslage der Beteiligten oder der Auswirkung eines Vorganges während eines mittleren oder längeren Zeitraumes spricht. *Joseph Komonchak* (Washington) verdeutlichte diese Einsicht E. Fouilloux', indem er darauf hinwies, daß aus sehr verschiedenen (oft auch miteinander nicht verträglichen) Gründen die Kontinuität des Zweiten Vatikanischen Konzils im Gegensatz zur Erfahrung eines Neubeginns hervorgehoben werden könne. So spreche Kardinal J. Ratzinger davon, daß das Konzil keinen Bruch mit der Geschichte bedeute, wobei er das Konzil als Fortsetzung und Erfüllung seiner langen Vorgeschichte deute, während Emile Poulat zur gleichen Einschätzung wie Kardinal J. Ratzinger komme, indem er danach frage, ob sich das Verhältnis von Kirche und Welt durch das Zweite Vatikanische Konzil verändert habe, und dabei der Überzeugung sei, daß die Kirche in ihrem Weltverhältnis in der nachkonziliaren Periode wieder zu den früheren integralistischen Positionen zurückgekehrt sei.⁵

J. Komonchak griff in seinem Referat auf die Positionen von Kardinal J. Ratzinger und E. Poulat zurück, nicht nur um ein Problem zu formulieren, sondern auch um eine Perspektive für

⁴P. Nora, *Le retour de l'événement*, in: J. Le Goff, P. Nora, Hrsg., *Faire de l'histoire*, Tome 1. Nouveaux problèmes. Gallimard, Paris 1974, S. 210–228.

⁵J. Ratzinger, *Zur Lage des Glaubens. Ein Gespräch mit Vittorio Messori*. München, u.a. 1985, S. 25–44; E. Poulat, *Une Eglise ébranlée: Changement, conflit et continuité de Pie XII à Jean-Paul II*. Casterman, Tournai und Paris 1980.

Die röm.-kath. Kirchgemeinde Reinach BL sucht auf Spätsommer 1997

2 SeelsorgerInnen (total 150%)

mit folgenden Aufgaben:

- Allgemeine Seelsorge
- Gestalten von Gottesdiensten, Beerdigungs- und Tauffeiern usw.
- Jugendseelsorge
- Religionsunterricht (schulisch und außerschulisch)

Als SeelsorgerInnen der katholischen Kirche sind Sie offen, teamfähig, tolerant, flexibel und aufgeschlossen für ökumenische Zusammenarbeit. Ihr Arbeitsort ist die Pfarrei St. Nikolaus. Jugendarbeit und Katechese sind überpfarreilich organisiert. Für die beiden Pfarreien besteht ein neu erarbeitetes Strukturmodell für Pfarreileben und Seelsorge.

Weitere Auskunft erteilt der Gemeindeleiter a.i. J. Bieger-Hänggi, 061 711 38 00.

Bewerbungen sind umgehend mit den üblichen Unterlagen zu richten an:

**Röm-kath. Kirchgemeinde, Herr Th. Jeker
Hubackerweg 41, 4153 Reinach**

eine Lösung seiner Frage zu gewinnen. Kardinal J. Ratzinger wie E. Poulat gehen in ihrem Urteil von einem aktuellen Interesse aus, d.h. ob ein Vorgang innerhalb einer geschichtlichen Darstellung ein Ereignis genannt werden kann, hängt nicht nur von dem Erzählrahmen ab, in den es eingeordnet wird, sondern auch von dem Interesse, das den Erzähler bewegt. Das bestimmt bei jeder Erzählung, was ihr Anfang und was ihr Ende ist. So wird die Textgeschichte der Dogmatischen Konstitution *Dei verbum* je verschieden ausfallen, werden Vorgänge für den Ablauf der Textgenese einen je verschiedenen Stellenwert erhalten, ob man sie als Geschichte der Bibelinterpretation in der katholischen Kirche oder als Geschichte der Annäherung zwischen verschiedenen konfessionellen Positionen begreift, oder ob man sie als die Geschichte der heute aktuellen Auseinandersetzung um das richtige Verständnis der Botschaft des Evangeliums begreift. Die Einsicht in die Standpunktgebundenheit des Historikers bedeutet aber nicht ein Hindernis, die bisherigen historischen Rekonstruktionen kritisieren und korrigieren zu können, sie zeigt aber, daß eine Entscheidung darüber, ob die aktuellen Interessen berechtigt oder unberechtigt sind, nicht durch historische Argumentation allein entschieden werden kann.

Das Ereignis des Konzils

E. Fouilloux' und J. Komonchaks formale Überlegungen zur Verwendung des Ausdrucks Ereignis, um das Zweite Vatikanische Konzil in seiner historischen Bedeutung zu beschreiben, wurden während des Kongresses ergänzt durch historische und hermeneutische Untersuchungen. Dabei griff man mehrfach auf G. Alberigos Umschreibungen des Ereignischarakters des Konzils zurück (*Il concilio-evento*). Für ihn zeichnet sich das Zweite Vatikanische Konzil durch folgende Merkmale aus⁶:

⁶G. Alberigo, *Criteri ermeneutici per una storia del Vaticano II*, in: Ders., Hrsg., *Il Vaticano II fra attese e celebrazione*. (Vgl. Anm. 1), S. 9-26, 16ff.

▷ die Tatsache seiner Einberufung zu einem Zeitpunkt, in welchem gemeinhin und in der Ekklesiologie man davon ausging, daß ein Konzil nicht mehr notwendig und nicht mehr passend sei, zumal nach der Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit und des Jurisdiktionsprimats auf dem Ersten Vatikanischen Konzil;

▷ das Fehlen eines präzisen Themenkataloges, da es zur Zeit der Einberufung keine wichtige innerkirchliche und theologische Kontroverse gab, wie das Fehlen einer ausdrücklichen Tagesordnung;

▷ die beinahe vollständige Zurückweisung der in der Vorbereitungszeit erarbeiteten Textentwürfe und Vorschläge durch die Konzilsversammlung in der ersten Sitzungsperiode;

▷ die autonome und gemeinsame Erarbeitung der zu verabschiedenden Texte durch die versammelten Konzilsteilnehmer selber, die in einem bisher so nicht vorgesehenen multilateralen Austausch aufgrund der Eigendynamik der Versammlung zustande kam;

▷ die Wahrnehmung der Konzilsberatungen durch die Massenmedien und die öffentliche Meinung bei Katholiken und nicht-katholischen Christen als einen für sie alle wichtigen Vorgang;

▷ die Intentionen, die Johannes XXIII. mit der Einberufung des Konzils verfolgte (Aggiornamento, sein pastoraler Charakter, das «Neue Pfingsten», der «Sprung nach vorne», der Wille zur Ökumene);

▷ die Freiheit der Beratung und der Entscheidung, die Johannes XXIII. der Konzilsversammlung als einer Körperschaft mit eigenständiger Verantwortung gewährte;

▷ die Rezeption der Intentionen von Johannes XXIII. durch seinen Nachfolger Paul VI. mit Einschränkungen (Eingriffe in die Redaktion der Texte, Suche nach einer möglichst großen Einstimmigkeit der Entscheidungen).

Diese Elemente können zwar als einzelne in einer historischen Rekonstruktion gefunden werden. Daß sie in ihrem Gesamt als heuristischer Rahmen zur Beschreibung des Konzils als Ereignis fruchtbar gemacht werden können, war Gegenstand vor allem der Beiträge von *Giuseppe Ruggieri* (Catania) und *Peter Hünermann* (Tübingen).

Zeiten der Debatten – Zeit des Konzils

Giuseppe Ruggieri führte in seinen Überlegungen den Begriff *Zeit des Konzils* ein und unterschied ihn von den *Zeiten der Debatten*. Dabei soll der Begriff *Zeit des Konzils* keine Verdoppelung der Charakterisierung des Konzils als Ereignis mit sich bringen. Mit ihm wird der Prozeßcharakter des ganzen Vorgangs, die Dynamik und die Wechselwirkung der einzelnen historischen Faktoren hervorgehoben. Gleichzeitig lenkt er die Aufmerksamkeit auf die eigentümlichen sprachlichen Formen, in denen über das Konzil als Ereignis gesprochen werden kann (narrative Strukturen) und macht uns auf die Rezeptionsgeschichte des Konzils aufmerksam. Die *Zeit des Konzils* ist von den *Zeiten der Debatten* zu unterscheiden, d.h. dem historischen Ablauf der Debatten, die schlußendlich zu den einzelnen Konzilstexten geführt haben. Nicht nur das Thema der einzelnen Texte bestimmte Dynamik, Tempo und Ablauf der Debatten. Sie waren auch abhängig von Faktoren, die sich nicht aus der Themenstellung der einzelnen Debatten in sich ergeben haben. Diese Interferenzen könnte man als die *Zeit des Konzils* bezeichnen. «Die Zeit des Konzils ist die Genese der Konzilsidee selber. Sie wurde von Johannes XXIII. entworfen, von vielen mitgetragen, aber auch bekämpft, von andern nur teilweise oder mit Mühe akzeptiert. Es handelt sich nicht um eine statische Größe, die von Anfang bis Ende gleich geblieben wäre. Und sie ist ebensowenig ein Gefüge von ungleichen Elementen. Sie hat einen lebendigen Kern (un cuore), der es ihr möglich macht, sich anzupassen.» G. Ruggieri bestimmt diesen lebendigen Kern als die Entscheidung für die Einberufung eines Konzils und die damit gegebenen neuen Möglichkeiten. Aus dieser Analyse zieht er den Schluß, daß die *Zeit des Konzils* die Erarbeitung der kon-

ziliaren Ekklesiologie ist. Diese Beschreibung mag banal scheinen. Sie gewinnt ihre heuristische Kraft, indem die *Zeit des Konzils* in ihrem Wechselspiel und in ihrer Abhängigkeit von den zeitgeschichtlichen Kontexten gesehen wird. In diesem Sinne erschöpft sie sich nicht in den vom Konzil beschlossenen Texten, sondern hat ihre Zukunft noch vor sich. Damit gewinnt das Konzil als Ereignis für G. Ruggieri eine präzise Bedeutung: die Wiederaneignung einer konziliaren Kirche, die sich von ihrer Beziehung zur Welt herausfordern läßt.

Pragmatik des Konzils – Pragmatik der Texte

Peter Hünermann ging es in seiner Auseinandersetzung mit G. Alberigos heuristischen Rahmenbeschreibungen darum, wie diese für eine Interpretation der Konzilstexte eingebracht werden können. Konsequenter setzt er bei der Beobachtung ein, daß eine der Folgerungen aus den Bestimmungen G. Alberigos sei, daß man zwar von «Familienähnlichkeiten» der einzelnen Konzilien untereinander sprechen kann, daß aber zu ihrem angemessenen Verständnis die Wahrnehmung des je eigenen Profils entscheidend ist. Ausschlaggebend für den spezifischen Charakter des Zweiten Vatikanischen Konzils ist die mit der Tatsache der Einberufung und der Kennzeichnung des Konzils als eines «pastoralen» in der Eröffnungsrede durch Johannes XXIII. gewollte Absicht, von P. Hünermann Pragmatik genannt und folgendermaßen umschrieben: «Die Pragmatik, die hier vorgeschlagen und zielhaft vorgestellt wird, ist eine Pragmatik hermeneutischer und geschichtlicher Art. Es geht um die Profilierung authentischer Identität. In der christlichen Tradition – und zwar im Individualbereich – wurden solche Vorgänge als Bekehrungsprozesse verstanden und praktiziert.»

Für P. Hünermann ist es von entscheidender Bedeutung für die Deutung des Konzils, daß diese Pragmatik des Papstes von der Mehrheit der Konzilsteilnehmer verstanden und aufgenommen wurde. Er weist das u.a. daran nach, wie in den Beratungen der ersten Konzilsperiode die Teilnehmer bei der Ablehnung des vorbereiteten Entwurfs «Über die Quellen der Offenbarung»

⁷G. Ruggieri, La discussione sullo schema *Constitutionis dogmaticae de fontibus revelationis* durante la I sessione del concilio Vaticano II. in: E. Fouilloux, Hrsg., *Vatican II commence... Approches francophones*. (Instrumenta theologica, 12). Leuven 1993, S. 313–328.

weniger um Einzelheiten des vorgeschlagenen Textes als um die Gesamtproblematik des Konzils ging.⁷ Die Strategie der sich damals bildenden Minderheit ging dagegen von einer andern Pragmatik aus: Ihr ging es um die kirchliche Lehre, die dann in einem zweiten Schritt eine «pastorale Anwendung» finden soll.

Diese Pragmatik bestimmte nicht nur die Argumentation in den Debatten der Konzilsberatungen, sie fand nach P. Hünermann ihren Niederschlag in den Konzilstexten selber, und zwar bis in ihre sprachliche Struktur. Zwar seien die Konzilsväter sich dieser Zusammenhänge nicht hinreichend methodisch bewußt gewesen, sie seien aber für eine heutige Interpretation der Konzilsbeschlüsse ausschlaggebend. «Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils haben aufgrund der angewandten Methode einen doppelten Charakter: Sie entfalten zum einen das Bild von Kirche, von Offenbarung, von Liturgie usw. Sie haben in dieser Hinsicht Charakter von Lehr- und Konsensdokumenten. Sie haben – aufgrund der Pragmatik, aus der sie erwachsen sind, einen paradigmatischen Charakter in bezug auf die Methode. Sie geben auf der einen Seite Grundlinien vor, zugleich aber bilden diese Dokumente Herausforderungen, diese Grundlinien je neu zu bewahren und – in der Wiederholung – diese Klärung weiter zu treiben.» Von besonderer Bedeutung ist dabei, daß die Konzilsteilnehmer diese Vorgehensweise *erstens* nicht nur bei der Behandlung von theologischen Einzelfragen sondern gerade bei der Bestimmung des Offenbarungs- und Kirchenbegriffes angewendet haben⁸, sondern *zweitens* sich in ihren Argumentationen und Textformulierungen auch auf anthropologisches und kulturelles Allgemeinwissen (P. Hünermann spricht von «Schlüsseleinsichten») bezogen, die jeweils dem historischen Konsens einer Epoche entsprechen und deshalb einer dauernden Korrektur bedürftig sind. Gerade diese letzte Einsicht wäre aber in ihren Konsequenzen nicht hinreichend ernst genommen, wenn sie nur als Anweisung für die Methodologie einer Konzilsgeschichtsschreibung und nicht als hermeneutische Grundlegung für die Interpretation der Konzilstexte genommen würde.⁹ Nikolaus Klein

⁸Hierin sah P. Hünermann eine Wiedergewinnung der genuinen Einsicht der *loci theologici* von Melchior Cano, indem die Pragmatik, die einer topischen Dialektik eigen ist, zurückgewonnen wird.

⁹So Elmar Klinger (Würzburg) in einem mündlichen Diskussionsbeitrag. Dies ist auch die Pointe seiner schriftlich eingereichten Intervention «Der Beitrag Karl Rahners zum Zweiten Vatikanum im Licht des Karl-Rahner-Archivs-Elmar-Klinger in Würzburg».

«Ich glaube, daß die Welt mich anfällt...»

Der Schweizer Schriftsteller Gerhard Meier

Lange galt, Gerhard Meier, am 20. Juni 1917 im bernischen Jura-dorf Niederbipp geboren, als Geheimtip. Man sah in ihm den Einsiedler, der abseits des Literaturbetriebs in seiner Schreibzelle wirkte, man vermutete in ihm den großen Naiven: den Henri Rousseau der Lyrik. Der angeblich Naive ist aber immer zugleich ein Theoretiker der Literatur gewesen. Doch hat er seine Poetologie nicht als intellektuellen Diskurs entfaltet, sondern in Bildern, Klängen, Düften, freischwebenden Assoziationen. Schwerelosigkeit ist das Kennzeichen seines Opus, das Gedichte, Skizzen, Prosastücke und vor allem Romane umfaßt. Leichtigkeit haftet auch Gerhard Meiers geistiger Statur an – in ihrer Mischung von Schalk und Melancholie. Seinem Werk gegenüber hegt er Demut – humilitas. Sich selbst wie auch seine Kollegen bezeichnet er ironisch als «Schreiberlinge». Und in solchen Momenten sollte man sein verschmitztes Lachen hören, während er dem Reden verfällt und darüber beinahe das Essen vergißt. «Viele harren des Gelächters jetzt, des befreienden Gelächters, jetzt, zur Zeit der sanften Lichter», hat Gerhard Meier in einer seiner Prosaskizzen, «Kübelpalmen träumen von Oasen», geschrieben. Der Titel aus dem Jahr 1969 trägt die Sehnsucht und die Öffnung gegen die Unendlichkeit hin in sich, umschreibt enge Räume, die sich in die Weite hin-

aus denken. Gerhard Meier selbst aber lebt seit seiner Geburt im Elternhaus, einem bäuerlichen Anwesen mit Garten am Jurasüdfuß, den die Düfte von Akelei, Flieder, Glyzinien und Rhododendron durchwehen. Er sitzt im weißen Korbstuhl und schwadroniert – wie Fontanes alter Stechlin. Aus dem kantigen Gesicht sprühen Feuer und Temperament, sofort nisten sich darin aber auch wieder Güte und zärtliche Sorge ein. Die Pflanzen, Bäume und Sträucher seines Gartens sind ihm im jahreszeitlichen Wandel, in ihrem Werden, Vergehen und Neuerblühen ein stummes Versprechen dafür, daß das Leben in all seinen Erscheinungen geliebt werden will. «Erinnern Sie sich an Chaplins Film «Limelight»? Der alte Künstler gibt der verzweifelten jungen Balletteuse, die ihr Leben wegwerfen will, einen Klaps und schickt sie auf die Bühne – und sie kann tanzen, und wie sie tanzen kann!»

1964 veröffentlichte Gerhard Meier erstmals Lyrik, «Das Gras grünt». Die Entstehungsphase beschreibt der Autor heute als «eine intensive und auch ein wenig gefährdete Zeit, weil sich nun endlich im Gedicht die Welt quasi herausstellen konnte. Meine Welt, die Gerüche, meine Tage waren dann sozusagen verfügbar im Gedicht drin, und das Licht meiner Tage, und die Klänge meiner Tage.»

Das Gras grünt

Betont feierlich verläßt
der Güterzug das
Dorf

Nach den Windeln zu schließen
weht mäßiger
Westwind

Das Gras grünt

Das Land hat seine
Eigentümer vergessen
und hat es satt
nur Umgebung
zu sein

In diesem frühen Gedicht drückt sich Meiers Bedürfnis aus, möglichst lakonisch und unfeierlich zu sprechen, obwohl gerade das Feierliche immer wieder in seine Texte hineingerät. Es ist das Pathos des Unscheinbaren, die Dramatik des Undramatischen, die Meier reizt. Er entdeckt die Größe im Unspektakulären, während ihn die sogenannten dramatischen Momente weniger berühren. Darin trifft sich dieser Autor mit den Intentionen in *Adalbert Stifters* «sanftem Gesetz» und dessen «Andacht zum Kleinen». Dennoch waltet bei Gerhard Meier immer jene Ironie, welche unterkühlt und Abstand nimmt. «Ich glaube, man darf den Dingen, dem Leben schlechthin, nicht einfach verfallen. Man sollte immer etwas beiseite treten, sich selber über die Schultern zuschauen können...»

Der späte Entschluß, freier Schriftsteller zu werden

Damals, nach der Veröffentlichung dieses ersten Gedichtbandes, sickerte auch allmählich Gerhard Meiers Lebensgeschichte durch: daß er schon früh zu schreiben begonnen, sich aber vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Lebensjahr eine völlige Abstinenz auferlegt habe, weil er den Unterhalt für eine Familie mit drei Kindern bestreiten mußte; daß er während dreiunddreißig Jahren in der Lampenfabrik von Niederbipp gearbeitet habe, zuerst als Lackierer, später als Designer. Erst eine gesundheitliche Krise, die in einer Lungentuberkulose gipfelte, habe ihn während eines längeren Sanatoriumsaufenthalts wieder aufs Schreiben zurückgeworfen, auf das er einst verzichtet habe; Gedichte von *Silja Walter* hätten in ihm den Drang, schreibend die Welt zu erspüren, wieder geweckt. Mit über fünfzig Jahren habe er sich entschlossen, freier Schriftsteller zu werden, während seine Frau Dora (die Gerhard Meier nie anders als «Dorli» nennt) eine Arbeit im Kiosk des Dorfes übernommen habe.

Dieses Dorf – in Meiers Werk Amrain genannt – wurde für den Schriftsteller zum Kristallisationspunkt der Welt innerhalb seines Œuvre. Amrain war die Welt, und die Welt begriff sich in Amrain. Immer und immer wieder schrieb Gerhard Meier von seinem Amrain, schrieb von seinen lebenden und bereits verstorbenen Bewohnern. Ist es also Provinzdichtung, ländliches Leben aus dem Bilderbuch, Heimatliteratur nach wohlfeilen altneuen Mustern? Mitnichten. Gerhard Meiers Phantasie hat sofort die abgezirkelten Räume der heimischen Welt aufgebrochen, hat den Blick auf die Welt jenseits des Jurastüdfußes freigegeben und die Bahnen fast endlos weitergezogen: bis hin nach Krakau, Okinawa, Berlin, Karaganda. Und immer wieder nach *Tolstois Borodino* aus dem Roman «Krieg und Frieden», jenem Dorf westlich von Moskau, wo Napoleon I. 1812 über die Russen gesiegt hat. Meiers Roman «Borodino» stellt im Bildbereich unter anderem eine Paraphrase von Tolstois Roman dar, ist aber insgesamt wie alle Werke dieses Autors eine beharrliche, leise Auseinandersetzung mit dem Leben und Sterben der Menschen, eine Annäherung ans Geheimnis der diesseitigen wie der ewigen Existenz:

«Für ganze Kontinente, für die Welten in einem selbst solle man ein Kolumbus sein und neue Straßen eröffnen, nicht für den

Handel, sondern für die Gedanken... bemerkte ich zu Katharina, auf dem Perron außerhalb der Überdachung. Jeder Mensch sei der Herrscher eines Reiches, neben welchem das irdische Reich des Zaren nur ein vom Eis zurückgelassenes Häuflein Erde sei.» (Borodino, 1982)

Der Drang zur Verknüpfung und simultanen Schau hat Gerhard Meier zu den größeren Räumen der Prosa hingeführt. Was er in seinen Romanen auseinanderfaltet, ließe sich allerdings in wenigen Sätzen zusammenfassen; meist sind es Besuche mit Gesprächen, Mahlzeiten und Spaziergängen. «Was mir schön erscheint und was ich machen möchte, ist ein Buch über nichts.» Dieser Satz von *Gustave Flaubert*, den Meier als Motto seinem Roman «Toteninsel» (1979) vorangesetzt hat, könnte für all seine Bücher gelten. Es prägt sie die Ereignislosigkeit. Es sind nicht Handlungsbücher, sondern eigentliche Gesprächsbücher. Da ist das Freundespaar Baur und Bindschädler, das unaufhörlich redend durch Gerhard Meiers Romane geht – der eine so sehr der Spiegel des andern, daß sie oft kaum auseinanderzuhalten sind. Ihre monologisierenden Erörterungen ziehen sich über mehrere Romane hinweg, bis endlich Baur krank im Spital zu Amrain liegt (nämlich im Roman «Die Ballade vom Schneien», 1985). Bindschädler begleitet ihn in seiner letzten Nacht, zuhörend und sich erinnernd, während Baur – euphorisiert durch Morphin – sein Leben in Bruchstücken heranholt. Es ist ein Leben, das sich in der kleinen Region Amrain erfüllt, aber nie den Blick auf die Welt verloren hat. Diese Welt indessen hat sich Baur nicht durch direkte Aneignung vermittelt, vielmehr durch Buch, Film, Musik, Malerei. Wieder stoßen wir auf die bekannten literarischen Bezugspunkte Gerhard Meiers: auf Robert Walser, Tolstoi, Marcel Proust, Virginia Woolf, Claude Simon. Zumal Gerhard Meiers Annäherung an *Robert Walser* ist weit vorangeschritten, und Baur äußert gleich zu Beginn dieses Buches die Sätze:

«Wo mag Robert Walser gestanden haben, wenn er die Welt abbildete? Etwas daneben, vermutlich. Leicht erhöht. An einem Abgrund gar. Wobei über seiner Welt jener Nebel gelegen haben muß, der beim Hervortreten der Sonne vergeht, zerfließt, das Licht durchläßt und allem, was man durch ihn sieht, zauberhafte Formen und Umrisse gibt, und in dem überall der Widerschein des Morgenlichts aufblitzt.»

Später beginnt es zu schneien, in großen Flocken, die den Landstrich weiß einfärben. Erst gegen den Morgen hin, da Baur Leben zu Ende gegangen ist, hört es auf zu schneien, und in Bindschädler «schwung Schostakowitschs Vierte aus». Das ist keine bloße musikalische Anmerkung, sondern der Hinweis auf einen der wichtigsten Parameter in Gerhard Meiers Werk: die *Musik*. Sie erschafft nicht nur jene entgrenzende Atmosphäre, wie etwa am Schluß des Romans «Der Besuch» (1976): «Nachdem sich ihre Blicke getroffen haben, entfernt sich ein Segler, unter einer Musik, die immer stärker wird.» Sie bestimmt auch Abfolge und Dynamik der Sätze, ihre Entwicklung und ihren Ausklang. Und sie knüpft Beziehungen zwischen der eigenen und einer anderen Welt an: So gibt etwa Anton Bruckners 1. Sinfonie (und zwar die Linzer Fassung, wie Meier in seinem Bemühen um Präzision notiert), besonders das Adagio, Gerhard Meier ein Gefühl von Heimatlichkeit. Ganz ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen Querverweisen zum Beispiel aus *Malerei* (Paul Klee und Caspar David Friedrich) und *Architektur*; so erinnern Gerhard Meier bestimmte Baukomplexe besonders in den frühen Romanen immer wieder («zusammen mit dem Radetzky marsch», wie er in «Der Besuch» ausdrücklich festhält) an die Donaumonarchie, an die Epoche des Kaisers Franz Joseph und seiner Gemahlin Elisabeth. Solche Anklänge, die fast als Synthesen – als Mitempfindungen zweier Sinneseindrücke zu gleicher Zeit – bezeichnet werden können, ziehen durch das ganze Romanwerk Gerhard Meiers.

Offizielle Anerkennung – Distanz zum Literaturbetrieb

1979 gab *Peter Handke* die Hälfte des Kafka-Preises an Gerhard Meier weiter. Zuvor hatte er sich mit diesem telefonisch in Ver-

bindung gesetzt. Gerhard Meier dachte vorerst, als er den Namen des Anrufers hörte – so erzählte er es der Autorin dieses Beitrags nicht ohne Schmunzeln –, man erlaube sich einen Scherz mit ihm. Peter Handke aber hatte im Schweizer Autor einen Geistesverwandten erkannt. Seither hat Gerhard Meier noch zahlreiche Auszeichnungen erhalten. Sie ließen ihn, den freien Schriftsteller, überleben, «sonst wären wir wirtschaftlich vor die Hunde gegangen», wie er 1991 im Rahmen der ORF-Gespräche «Menschenbilder» ausgesagt hat. Im gleichen Gespräch (mit Heinz Janisch) äußerte er sich in der ihm eigenen schalkhaft-bescheidenen Weise über Preise und den Literaturbetrieb, den er als «Zirkus» bezeichnet:

«Und jetzt haben Dorli und ich – ich rede immer in der Mehrzahl, weil wir wirklich zusammengehören, ohne Dorli hätte ich wahrscheinlich nicht schreiben können, oder es würde mich überhaupt nicht mehr geben – am 18. März (1991, d. Red.) den schönen, großen Literaturpreis, den Fontanepreis, an der Akademie der Künste in Berlin abholen dürfen. Und das war schon bewegend, weil ich ja nicht in dem Zirkus drinnen bin. Ich bin nicht in diesen Cliques, ich lebe sehr abseits, nicht aus Überheblichkeit, sondern es ist meine Art. Ich kann das nicht. Ich liebe die Leute, und ich habe gerne ein paar Leute um mich herum, aber ich kann da nicht so in organisierten Gesellschaften und Cliques und Verbänden sein. Das zerschlägt mir den Atem, den Kopf.»

Inzwischen wächst auch eine Sekundärliteratur über Gerhard Meier an. Bemerkenswert ist der 1982 erschienene Essay des Luxemburger Sprachwissenschaftlers *Fernand Hoffmann*, der über den «magischen Realismus» nicht nur die Verbindung zwischen Gerhard Meier und Peter Handke herstellt, sondern in Meiers Intention, ein «Buch über nichts» zu schreiben, welches nichts anderes wäre als «ein einziges unaufhörliches Haschen nach Wind», auch die Nähe zu *Ludwig Wittgensteins* These vom Schweigen (*Tractatus logico-philosophicus 7*) herstellt. Hoffmann zieht aber auch die Linie rückwärts zu *Novalis* und dessen Forderung nach einer totalen Poetisierung des Lebens, welcher Gerhard Meier eminent verpflichtet ist. Deshalb setzt er den «Machern» immer wieder die «Windhascher» entgegen, worin nicht nur eine gesellschaftskritische Dimension dieses stillen Werkes deutlich wird. Poesie kreiert «aus Rhythmus und Mühsal das Haschen nach Wind», sagt der Schriftsteller K. in seiner Bachthalener Predigt, die Gerhard Meier an den Schluß seines Romans «Der schnur gerade Kanal» (1977) setzt. Es ist eine Paraphrase auf den alttestamentarischen Text «Das Buch Kohelet» (= Prediger), welches seit jeher zu den unveräußerlichen Texten in Gerhard Meiers Lese-landschaft gehört hat. Die Bachthalener Predigt des Schriftstellers K. enthält die Poetik des Autors, in gewissem Sinn auch seine Lebensessenz. Indessen versteht Gerhard Meier die Sätze Kohelets von der Nichtigkeit aller Dinge nicht als Zeugnis eines allumfassenden Pessimismus, sondern er läßt K. darin ein Plädoyer für den zerbrechlichen Menschen erblicken. Nahtlos fügt sich daher in seine Überlegungen ein neutestamentarischer Satz ein: «Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig» (2 Kor 12,9). Der zerbrechliche Mensch ist jener Anti-Held, der mit wechselnden Gesichtern und Namen durch Meiers Bücher geht – eine Gegenfigur zum Technokraten, zum homo faber, zu den Yuppies der achtziger Jahre. Wie menschliches Bemühen immer wieder auf die Vergeblichkeit stößt und doch diese überwinden möchte, so kreiert auch Poesie ihr Werk aus täglicher Mühsal, die sie stets neu übersteigt. Menschliches Leben, künstlerisches Schaffen ist daher nichts als «ein Haschen nach Wind». Weise Bescheidung dürfte man hinter dieser Einstellung vermuten, fürchtete man sich als Kenner der Meierschen Texte nicht allzusehr vor großen Worten, die hier keinen Raum finden. Lieber erinnert man sich hier an den Satz einer Enkelin des Autors, der im Roman «Land der Winde» (1990) auftaucht: «Kunst ist – auf einem schwarzen Schimmel zu reiten.»

Gespräche mit Werner Morlang erhellen Leben und Werk

Einen wichtigen Beitrag zum Verständnis von Leben und Werk Gerhard Meiers leistet auch ein Buch, das 1995 unter dem Titel

«Das dunkle Fest des Lebens» erschienen ist. Vom 18. Dezember 1992 bis zum 17. Dezember 1993 hat Werner Morlang, Mitherausgeber von Robert Walsers «Mikrogrammen», Gerhard Meier befragt; die Gespräche sind eine Fundgrube für all jene, die sich von Gerhard Meiers Werkkosmos faszinieren lassen. Denn der Autor öffnet sich hier in einer Art, wie er dies zuvor nicht getan hat. Morlang wahrt dennoch die Diskretion und bleibt zu seinem Partner in sachlicher Distanz. Eine geheime Verbindung stellt aber die Liebe beider zu *Robert Walser* her, den der eine als Editor, der andere als kongenialer Leser in sein Leben einbezogen hat.

Von Werk zu Werk führen diese Gespräche, denen das Schwingen und Durchatmen von Meiers Texten eigen ist. Dabei widerspiegelt die Repetition nur wieder das zyklische Verfahren, das der Autor auch seinen Prosa-Stücken unterlegt. Eingeleitet werden die Dialoge mit einem Diskurs über das Biographische: jene Kindheit ohne Bücher, dafür «ganze Tage in den Bäumen», umsorgt von einer Mutter, die im Dorf «die Deutsche» war, weil sie von der Insel Rügen stammte – aber Gerhard Meier selbst fast vaterlos aufgewachsen, als Jüngster zudem, weil der Vater als Pfleger in der Zürcher Irrenanstalt Burghölzli arbeitete und dort auch wohnte.

Schon als Kind fühlte er sich «der Welt ausgeliefert», spürte die «wahnsinnige Offenheit», dieses «Sich-Verlieren». Später, als Autor, wird er sagen, daß die Welt ihn anfalle. Diese Erfahrungen von Verlorenheit, Geworfenheit und Ausgesetztsein lassen in ihm früh das Gefühl reifen, er stehe am Zaun, beobachtend, während die anderen stramm und tätig ins Leben eintauchen. Sein Herz wird daher immer den «zerbrechlichen Menschen» gehören, die Welt wird er als zerbrechlich empfinden, sich selbst als schwachen Menschen einstufen.

Solche Gedankengänge lassen bereits ahnen, daß es in diesen Dialogen nicht einzig um literarische Erfahrungen geht, sondern letztlich um existentielle, die ein Künstler in seiner gesteigerten Sensibilität schärfer spürt. In all diesen Gesprächen von Werk zu Werk steigen aus dem Ozean der Empfindungen immer wieder einige Leitthemen auf: die Bedeutung der Freiheit angesichts der Ideologien jeglicher Provenienz, das Spirituelle als wichtigstes Gut, das Wissen um die menschlichen Grenzen («Wir sind voll der Gnade ausgeliefert»), die Verwurzelung im vegetativen Prinzip, die Wertschätzung des Kindlichen, Clownesken und Leichten, wie es sich in Schmetterlingen, Schwalben, Maßliebchen und spielenden Kindern entdeckt. Gerhard Meier baut auf die leisen Töne und begreift die Welt letztlich als Klang – wie die Pythagoräer. Seine Amrainger Welt verwandelt er – trotz der allumfassenden Liebe zum Konkreten – hin zur schwebenden Leichtigkeit des Immateriellen. Sie wird zu einem «Land der Winde».

Einblicke in den kreativen Prozeß

Fesselnd sind aber auch Gerhard Meiers Einblicke in den kreativen Prozeß, seine Anmerkungen zu jenen Autoren, die ihn seit langem mit ihrem Werk begleiten. Doch niemals spricht er von ihnen als seinen «Vorbildern», eher darf man an Affinitäten, ja an geistige Wahlverwandtschaften denken. Gerade auch in diesem enger gefaßten, vehement künstlerischen Bereich ist es erstaunlich, welch hohen Grad an Bewußtheit dieser Autor entwickelt, der in anderen Äußerungen immer wieder von der bloßen Intellektualität wegstrebt. Gerhard Meier gebietet über eine außerordentliche Fähigkeit, sich über sich selbst und über sein Werk äußern zu können. Dabei wirkt er gelöst, selbstironisch, souverän – niemals ichbezogen oder ambitioniert. Und was der Mann aus Niederbipp, der zu den heiteren Weisen dieses Landes gerechnet werden darf, so unverkrampft äußert, ist für den Leser in seltener Weise anregend. Er wird aus dieser Lektüre geistig verjüngt und verwandelt hervorgehen. Warum aber dieser Titel «Das dunkle Fest des Lebens»? Gerhard Meier weiß seit langem, daß der Tod als Folie, als Unterlage das Leben nur um so mehr aufleuchten läßt. «Wenn wir aber den dunklen

Grund, der ohnehin da ist, verdrängen, kann das Gold des Lebens gar nie aufleuchten.»

Seine Gespräche mit Werner Morlang beschließt indessen Gerhard Meier mit Überlegungen zur eigenen Tätigkeit des Schreibens:

«Es ist etwas Wunderbares, wenn man Welt umsetzen darf in Sprache, wenn man Welt formulieren darf, aber es fordert seinen Preis. Man ist als geborener Schreiber kein geborener *Leber*, das heißt, man verpaßt dabei, das Leben zu praktizieren, weil man es eben beschreibt. Als Schreiber bleibt man mehr oder weniger Zuschauer, was auch seine Vorteile hat. Wer möchte nicht gern zuschauen oder Zuschauer sein? Aber dabei verpaßt man, selber als Reiter bei einem Turnier mitzumachen oder als Schwinger ein Schwingfest zu bestehen oder als Bankdirektor zu brillieren und Geld zu verdienen. Man gibt schon ein Stück Leben an diese Schreibe. Wenn man so geboren ist, hat man keine andere Wahl, aber wenn man nicht so geboren ist, sollte man es nicht erzwingen. Dann sollte man etwas Redliches tun und nicht schreiben. Ich bin froh, daß ich doch dreiunddreißig Jahre meines Lebens sogenannten redlich gearbeitet habe, unter gewissen Schwierigkeiten natürlich, doch immerhin: So konnte ich etwas ruhiger dieser scheinbar unnützen Tätigkeit obliegen, die man Schreiben nennt.»

Man hat nach dem Tod von Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt den Verlust der «Väter der zeitgenössischen Schweizer Literatur» beklagt und dabei übersehen, daß neben den beiden großen und berühmten längst andere Autoren herangewachsen sind. Die Schweizer Literatur erschöpft sich nicht in den zwei omnipräsenten Namen. Und Gerhard Meier zumal dürfte man schon gar nicht in ihrem Schatten ansiedeln, sondern in einem

ureigenen Paradies. Nur ist dieses nach dem Tod seiner Frau, Dora Meier-Vogel (1917–1997), zum Schattenreich geworden.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

Literaturhinweis:

Gerhard Meier/Werner Morlang, *Das dunkle Fest des Lebens. Amrainer Gespräche. Mit etwa sechzig Fotografien und einem Nachwort von Werner Morlang*. Bruckner & Thünker Verlag, Köln–Les Bois 1995, 430 S.

Bibliographie der Werke

- 1 Das Gras grünt. Gedichte. Benteli, Bern 1964.
- 2 Im Schatten der Sonnenblumen. Gedichte. Kandelaber, Bern 1967
- 3 Kübelpalmen träumen von Oasen. Sechzig Skizzen. Kandelaber, Bern 1969
- 4 Es regnet in meinem Dorf. Prosa. Walter, Olten 1971
- 5 Einige Häuser nebenan. Gedichte. Zytglogge, Bern 1973 (Auszug aus Nr. 1 und Nr. 2)
- 6 Der andere Tag. Ein Prosastück. Zytglogge, Bern 1974
- 7 Papierrosen. Prosaskizzen. Zytglogge, Bern 1976 (Auszug aus Nr. 3 und Nr. 4)
- 8 Der Besuch. Roman. Zytglogge, Bern 1976
- 9 Der schnurgerade Kanal. Roman. Zytglogge, Bern 1977
- 10 Toteninsel. Roman. Zytglogge, Bern 1979
- 11 Borodino. Roman. Zytglogge, Bern 1982
- 12 Die Ballade vom Schneien. Roman. Zytglogge, Bern 1985
- 13 Werke in drei Bänden. Zytglogge, Bern 1987
Band 1: Einige Häuser nebenan; Papierrosen; Der andere Tag
Band 2: Der Besuch; Der schnurgerade Kanal
Band 3: Baur und Bindschädler. Roman in drei Teilen (enthält Nr. 10, 11 und 12)
- 14 Land der Winde. Roman. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1990

Die Nummern 9, 10, 11 und 12 sind als Suhrkamp-Taschenbücher erschienen. Hingewiesen sei auch auf das Reclam-Bändchen: Gerhard Meier, Signale und Windstöße. Gedichte und Prosa. Auswahl und Nachwort von Heinz F. Schafroth, Philipp Reclam jun., Stuttgart 1989.

Veröffentlichungen über Franz Jägerstätter

Das Bistum Linz teilte im Mai mit, daß es den diözesanen Informationsprozeß für die Seligsprechung des Bauern und Mesners Franz Jägerstätter aus St. Radegund einleiten wird, der als gläubiger Christ den Kriegsdienst verweigerte, zum Tode verurteilt und am 9. August 1943 in Brandenburg enthauptet wurde. Am 7. Mai 1997 hob das Landgericht Berlin das Todesurteil des Reichskriegsgerichtes gegen Jägerstätter vom 6. Juli 1943 auf. Ende Mai 1997 fanden in Österreich zahlreiche Gedenkveranstaltungen und Seminare über den Märtyrer statt, der am 20. Mai 1997 neunzig Jahre alt geworden wäre.

Daß wir überhaupt detaillierte Kenntnis über Franz Jägerstätter haben, verdanken wir dem Werk zweier Menschen. Der US-amerikanische Soziologe und Pazifist *Gordon C. Zahn* veröffentlichte 1964 in New York «In Solitary Witness – Life and Death of Franz Jägerstätter»; deutsch: «Er folgte seinem Gewissen – Das einsame Zeugnis des Franz Jägerstätter». *Erna Putz*, eine österreichische Politologin und Journalistin, publizierte 1985 in Linz eine Biographie: «Franz Jägerstätter: ... besser die Hände als der Wille gefesselt» und außerdem 1987 die «Gefängnisbriefe und Aufzeichnungen – Franz Jägerstätter verweigert 1943 den Wehrdienst». Das Werk von Erna Putz stellt sozusagen die *relectura* der Erkenntnisse von Gordon Zahn dar, flüssig geschrieben, historiographisch exakt und politologisch nüchtern. Wer irgend etwas über Jägerstätter veröffentlicht, holt sich stets vorher Rat in diesem Buch. Erna Putz untersucht minutiös das Milieu in St. Radegund, die Kirchlichkeit im oberen Innviertel und das Verhalten der Katholiken während der nationalsozialistischen Epoche, die politische Widerborstigkeit in St. Radegund. Sie stellt die frühkindliche Sozialisation Jägerstätters, sein Heranreifen zu einer eigenständigen kritischen Persönlichkeit mit einem christlichen Gewissen, seine politische Einschätzung des Nationalsozialismus und der Person Hitlers, seine Entscheidung der Verweigerung, sein Verhalten während der Haft und seine Vorbereitung auf den Tod ebenso eingehend dar wie die Nachwirkungen in der Familie, in St. Radegund, in der Diözese

Linz und in der katholischen Weltkirche. Dieses fundamentale Werk war lange Zeit vergriffen und ist soeben in aktualisierter dritter Auflage erschienen.

Der von Alfons Riedl und Josef Schwabeneder herausgegebene Aufsatzband «Franz Jägerstätter – christlicher Glaube und politisches Gewissen» – mit Beiträgen von Johann Bergmann, Waldemar Molinski, Donald J. Moore, Józef Niewiadomski, Wolfgang Palaver, Erna Putz, Ferdinand Reisinger, Severin Renoldner, Alfons Riedl, Manfred Scheuer, Josef Schwabeneder, Johannes Singer, Erika Weinzierl, Alois Wolkingner – spiegelt die Arbeit der Linzer Theologen- und Historikerkommission bei der Vorbereitung des Seligsprechungsprozesses wider. Er enthält zahlreiche Photos von Franziska und Franz Jägerstätter, vom Jägerstätterhaus, das heute zu einer würdigen Gedenkstätte ausgestaltet worden ist, von der Kirche und dem Grab des Märtyrers in St. Radegund. Der erste Teil «Biographisch-historische Zugänge» stellt dar, deutet und bewertet das Verfahren vor dem Reichskriegsgericht, die Frömmigkeitspraxis Jägerstätters und die menschliche und spirituelle Kraft, die aus seiner Ehe mit Franziska Jägerstätter erwuchs. Hinzu kommen Analysen des moraltheologischen Problemfeldes «Staat, Militärdienst, Krieg» im österreichischen Katholizismus bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Der zweite Teil «Deutung und Erinnerung» durchdringt die theologische Bedeutsamkeit des Laien Jägerstätter, der in seiner Gewissensentscheidung sein Christsein offensiver vertrat als die Männer in kirchlichen Ämtern. Man findet ferner Aufsätze zur Rezeptionsgeschichte des Glaubenshelfers Franz Jägerstätter – hier besonders lesenswert die Wirkung in den USA, die bei uns weitgehend unbekannt ist –, zur Notwendigkeit in der heutigen Kirche, sich an Gestalten wie ihn zu erinnern, eine Interpretation; die ihn als christlichen politischen Märtyrer versteht sowie Untersuchungen über das moraltheologische Neuland, das Jägerstätter betrat und doch ein treuer Katholik blieb. Hinweise auf vorhandene, notwendige Punkte für den in Aussicht genommenen Seligsprechungsprozeß werden

akribisch zusammengetragen und reflektiert. In einem Anhang finden sich ein Faksimile des Feldurteils gegen Franz Jägerstätter und ein anderes von dem Bogen mit den berühmten «Zehn Fragen» an die von ihm konsultierten Geistlichen, ferner die Stellungnahme Erzbischof Thomas Roberts', SJ beim II. Vatikanischen Konzil, in der er diesen Märtyrer den Konzilsvätern vor Augen stellt, die offizielle Stellungnahme der Katholisch-theologischen Hochschule Linz zum Seligsprechungsprozeß und eine ausgewählte Jägerstätter-Bibliographie. Insgesamt: Eine gründliche theologische Würdigung Jägerstätters mit vielen Impulsen für die Gegenwart. Eine solche Sammlung fehlte bisher und wurde gerade zur rechten Zeit vorgelegt!

Der Aufsatz von Waldemar Molinski SJ aus Wuppertal über Kriegsdienstverweigerung aus moraltheologischer Sicht am Beispiel Franz Jägerstätters – er bezeichnet die Haltung des Bauern aus St. Radegund als «prophetische Kriegsdienstverweigerung» – wurde dem Werkheft entnommen, das von der Berliner Landesbildstelle zu dem Dokumentarfilm von Axel Corti: «Der Fall Jägerstätter – Kriegsdienstverweigerung im Dritten Reich» herausgegeben wurde. Cortis Film aus dem Jahre 1978 wurde seinerzeit mehrfach im österreichischen Fernsehen gezeigt und löste wegen der darin dokumentierten Rolle der Amtskirche heftige Diskussionen aus. Er ist bis heute eine zuverlässige und parteiiche Informationsquelle, sehr gut geeignet für Unterricht und Bildungsveranstaltungen und ohne Mühe bei der Landesbildstelle Berlin oder anderen Medienstellen als Video auszuliehen. Das inhaltlich sehr dichte Werkheft enthält ferner eine Aufschlüsselung des Films und Dokumente zum Leben und zur Nachwirkung Jägerstätters, einen Aufsatz von Norbert Haase: «Das Reichskriegsgericht» und viele praktische Hinweise zur pädagogischen Umsetzung.

Paul Gerhard Schoenborn, Wuppertal

Literaturhinweis

Gordon C. Zahn, In Solitary Witness – Life and Death of Franz Jägerstätter. New York 1964. – Deutsch: Er folgte seinem Gewissen – Das einsame Zeugnis des Franz Jägerstätter, Styria Verlag, Graz–Wien–Köln 1967. Die 3. Auflage 1988 ist noch lieferbar.

Erna Putz, Franz Jägerstätter: ... besser die Hände als der Wille gefesselt, 3. aktualisierte Auflage, Edition Geschichte der Heimat, Grünbach 1997, 328 Seiten, 45,80 DM.

Alfons Riedl und Josef Schwabeneder, Hrsg., Franz Jägerstätter – christlicher Glaube und politisches Gewissen, Druck- und Verlagshaus Thaur, Thaur 1997, 350 Seiten, 34,80 DM.

Der Fall Jägerstätter – Kriegsdienstverweigerung im Dritten Reich. Begleitheft zum gleichnamigen Dokumentarfilm von Axel Corti, Videocassette 4254574, Berlin 1996, 76 Seiten. 5.– DM. + Porto (Bestelladresse: Landesbildstelle Berlin, Postfach 210607, 10506 Berlin).

Der Abschied vom *Einen*

Essay zu Werken von Thomas Tallis und Gregorio Allegri¹

Ein einzelner Ton markiert den Anfang; mit *einem* Sänger hebt alles an – und mit *einer* Note.² Am Beginn ist nur *Eines*, so wie auch in allem Ursprung nur *Eines* war: «Im Anfang war der *logos*, und der *logos* war bei Gott, und der *logos* war Gott.» (Joh 1,1). Im Ursprung waren Gott und der *logos* also ungeschieden. Kein Zweifaches gab es und keine Differenz. So war es im Anfang...

Im Anfang war allerdings der Mensch noch nicht. Dort, wo sich Gott den Menschen zur Seite stellte – oder anders: Dort, wo der Mensch in den Zeitenlauf trat, wurde unweigerlich die Schei-

¹Der vorliegende Beitrag geht zurück auf die Einführung zu einem Konzert, die der Verfasser am 27. März 1997 in der Dominikanerkirche St. Andreas, Düsseldorf, gehalten hat. Das nächtliche Gründonnerstagskonzert unter dem Titel «Tristis est anima mea» brachte die *Lamentations* von Tallis, einige der *Tenebrae-Responsorien* von Victoria, das *Miserere* von Allegri und gregorianische Choräle zu Gehör. Ausführende waren Clementine Jesdinsky, Sopran, und die *capella musica poetica* unter der Leitung von Bernd Liffers, Düsseldorf.

²Das Konzert begann mit der Antiphon «Avertantur retrorsum et erubescant, qui cogitant mihi mala» zu Ps 69.

dung. Mehr noch: Der Mensch selbst ist die Scheidung, der Bruch: in der Differenz der Geschlechter, in seiner Ambivalenz zwischen Gut und Böse, in der Erfahrung von Liebe und Einsamkeit, im Spannungsgefüge zwischen Gott und Natur.

Obwohl sich dieser Bruch im menschlichen Dasein in seiner ganzen Dramatik erst im 17. Jahrhundert offenbarte, so können doch Vorboten des Umsturzes schon in der Renaissance ausgemacht werden. Eines dieser Anzeichen der *re-formatio* ist das langsame, aber deutliche Verschwinden des monodischen Gesangs, der *einen* Note, des *einzelnen* Tons.

Thomas Tallis und seine *Lamentations*

Thomas Tallis, geboren um 1505, gestorben 1585, gehört genau in diesen Übergang. In seiner Biographie manifestiert sich die Differenz. Als Anhänger des «alten Glaubens» diente er dem antirömischen «Protest», etwa als Organist an der Kathedrale zu Canterbury, aber auch – später – als *gentleman* und Inhaber des Organistenamtes in der *Chapel Royal* zu London.³

Die politisch und religiös so erfahrene Spaltung, also der Übergang des *Einen* ins *Zweideutige*, spiegelt sich in Tallis' Musik wider. Natürlich liegen die Wurzeln seiner Kompositionen im römisch-tridentinischen Ritus: «der liturgische Gesang bleibt elementarer Bestandteil des melodischen Konzeptes, denn die Linien bewegen sich ruhig und Ton für Ton; wenn sie springen, dann geschieht das durch die elementaren Konsonanzen der Quinte, der Quart und der pentatonischen Terz. Die Euphonie, die aus dem Zusammenklang sich vermischender Stimmen entsteht, stabilisiert sich im Dreiklang. Jede auftauchende Dissonanz bildet nur eine vorübergehende Störung.»⁴

Zugleich jedoch kann am Beispiel von Tallis gezeigt werden, wie die Musik im England des 16. Jahrhunderts – bewußt oder unbewußt, das sei dahingestellt – gegen die Regeln der römischen Kirche verstieß. Gerade die lateinischen *Lamentations* für fünf Stimmen – wahrscheinlich ein Spätwerk des Meisters – machen dies deutlich: Während die musikalische Beschwörung des hebräischen Alphabets – Aleph, Beth, Gimel, Daleth, Heth – noch einmal den alten Gott als ungebrochen *Einen* erinnert, unterminieren die alternierenden, polyphon gesetzten Verse aus dem Buch des Propheten Jeremia dieses Erbe. Im zweiten Teil der *Lamentations* etwa wird «das Bersten der Stadttore durch grelle Dissonanzen in Szene gesetzt, die aus dem gleichzeitigen Erklängen der Dur- und Moll-Terz entstehen.»⁵

Zum Ausdruck kommt hier ein Phänomen, das Wilfried Mellers «falsche Relation»⁶ genannt hat: Der historische Konflikt zwischen römischer Einheit und reformatorischer Differenz erscheint musikalisch als Konflikt zwischen der tonalen Einheit der mittelalterlichen Liturgie und dem Renaissance-Bewußtsein für ausdifferenzierte Harmonien. Und selbst dort noch, wo die Komposition über das Moment der musikalisch inszenierten Umkehr – etwa in der sich wiederholenden Tonfigur auf dem Wort «convertere» – Versöhnung oder gar Vollendung antizipiert, bleibt diese gesanglich ausgedrückte Hoffnung doch unauflöslich verbunden mit dem Wissen um das, was für immer verloren gegangen ist: die Einheit, die am Anfang war.

Gregorio Allegri und sein *Miserere*

Solcherlei musikalische Entwicklungen mußten im Zentrum des «alten Glaubens» argwöhnisch beäugt werden – sowohl im Blick auf die ihnen innewohnenden konfessionsgeschichtlichen Konfliktpotentiale als auch ob der grundlegenden Gefahr für die Theo-Logie, die Rede von Gott, dem *Einen*.

³Zu Tallis' Biographie vgl. W. Mellers, Thomas Tallis und die Zweigeteiltigkeit des Menschen, in: Booklet zur CD Thomas Tallis, The Lamentations Of Jeremiah. The Hilliard Ensemble, EMC 1341, München 1987, o.S.

⁴Ebd.

⁵Ebd.

⁶Ebd.

Entsprechend verwundern die recht kuriosen Umstände wenig, welche die römische Aufführungspraxis des neunstimmigen *Miserere des Gregorio Allegri*, geboren 1582, gestorben 1652, unranken.⁷ Bis ins 19. Jahrhundert galt das Werk des Komponisten als eine Art Weltwunder, bestaunt ob der bemerkenswerten Ornamentik der Komposition, die in der obersten Stimme, dem Solodiskant, bis zum hohen C reicht. Folglich wurde das Werk von der *capella sistina* streng unter Verschluss gehalten. Für mehr als 100 Jahre gelangte die Vertonung des 51. Psalms nur vor einem ausgewählten Hörerkreis zur Aufführung: dem Papst und seinen Kardinälen. Erst der 16jährige Mozart, so will es die Überlieferung, habe auf seiner fünften Konzertreise das *Miserere* aus seiner sixtinischen Gefangenschaft befreit, als er 1771 den Satz nach einmaligem Hören aus dem Gedächtnis niederschrieb.⁸

Warum sollte die Welt das *Miserere* nicht hören? Was hätte die Musik, wäre sie frei gelassen, an Gefahren heraufbeschworen? Wem war da angst und bange? Und vor was?

Seinen Platz hatte der Bußpsalm am Ende der langen Tenebrae-Gottesdienste in der Karwoche. Komponiert ist er als *Falsobordone* oder *Fauxbourdon*. So heißt die einfachste Variante des mehrstimmigen Satzes in der Renaissance-Musik. In «dreistimmigen Sextakkordketten läuft der Gesang ab, eine Stimme, der *bourdon*, erklingt eine Terz über dem gregorianischen Psalmton, eine andere, der *faux bourdon*, eine Terz darunter; zum Schluß lösen sich die Ketten in einem Quint-Oktavklang auf, der von den Sängern spontan koloriert, mit sogenannten *abellimenti* verziert werden kann.⁹

Anders dagegen der gregorianische Choral. Er kannte, außer im österlichen Alleluja-Jubel, keine Melismen, keine Kolorierungen, also: keinen Gesang um des Gesanges willen. Die Musik folgte dem Wort. Der Ton hatte sich der Silbe zu beugen. Die Musik mußte sich der Vor-Schrift des heiligen Textes unterwerfen. Ähnliches finden wir auch noch in den *Tenebrae-Responsorien* des *Tomás Luis de Victoria* (1548 bis 1611).¹⁰ Während

⁷Die Ausführungen zu Allegri greifen vor allem zurück auf St. Wyss, Passaglia. Ästhetische Erkundungen über Uriel da Costa, über den Abschied vom dreifaltigen Gott und über die Erscheinung des Andern im Zweideutigen, Luzern 1996; dies gilt auch dort noch, wo sich meine Überlegungen von den Thesen Wyss' trennen.

⁸Vgl. P. Phillips, o.T., in: Booklet zur CD Allegri, *Miserere*. The Tallis Scholars, Gimell Records 454939-2, Oxford 1980, 16.

⁹St. Wyss, Passaglia, a.a.O., 20.

¹⁰Vgl. P. Phillips, Tomás Luis de Victoria (1548–1611), in: Booklet zur CD Victoria, *Tenebrae Responsories*. The Tallis Scholars, Gimell Records CDGIM 022, Oxford 1990, 10.

ORIENTIERUNG erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich

Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,

Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-

Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert

Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1997:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 51.- / Studierende Fr. 35.-

Deutschland: DM 58.- / Studierende DM 40.-

Österreich: öS 430.- / Studierende öS 300.-

Übrige Länder: sFr. 47.- zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 500.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,

Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

UNIVERSITÄRE HOCHSCHULE LUZERN

An der Fakultät für Römisch-Katholische Theologie der Universitären Hochschule Luzern ist die Stelle

eines ordentlichen Professors/einer ordentlichen Professorin für

Judaistik und Bibelwissenschaften

und die Leitung des

Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung

auf den 1. Oktober 1998 neu zu besetzen.

Von den Bewerbern/Bewerberinnen werden erwartet:

- Theologische und judaistische Hochschulabschlüsse. Habilitation in einem der beiden Fächer oder gleichwertige wissenschaftliche Leistungen
- Erfahrungen im wissenschaftlichen und praktischen Dialog zwischen Judentum und Christentum
- Bereitschaft zur Übernahme der Leitung des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung. Das Institut für Jüdisch-Christliche Forschung ist in Lehre, Forschung und Ausbildung der Fakultät für Römisch-Katholische Theologie wie der Fakultät für Geisteswissenschaften zugeordnet. Ein jüdischer Forschungs- und Lehrbeauftragter steht dem Leiter/der Leiterin in Forschung, Lehre und Ausbildung zur Seite.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, akademische Zeugnisse, Publikationsverzeichnis) sind bis **spätestens 1. Oktober 1997** einzureichen an:

Dekanat der Theologischen Fakultät
der Universitären Hochschule Luzern
Berufungskommission «Judaistik und Bibelwissenschaften»
Pfistergasse 20, Postfach 7979
CH-6000 Luzern 7

jedoch im gregorianischen Choral die *eine* Stimme dem Wort gehorcht, so haben wir es beim Falsobordone (schon wieder!) mit der Vielheit, der Differenz zu tun.

Wohl ist es wahr, daß im Falsobordone – und damit auch im *Miserere* Allegris – alle verschiedenen Stimmen gehalten sind, sich dem einen Text zu beugen: «Alle sollen eins sein» – UT UNUM SINT, so steht es in der Kuppel der Peterskirche zu Rom geschrieben. So war es Vorschrift. Insofern haben wir es bei Allegris Bußpsalm-Vertonung mit dogmatisch «richtiger» Sakralmusik zu tun; insofern hätte niemandem angst und bange sein müssen.

Und doch war da Angst. Begründet lag sie wohl in der Sorge, die Vielen könnten sich ausdifferenzieren, könnten sich von der Schrift und damit von der Vorschrift lösen, könnten sie selbst werden, sich an die Stelle des *Einen*, des Papstes und Gottes, setzen.¹¹ Und daß diese Sorge nicht so ganz unberechtigt war, zeigt sich etwa am Beispiel von *Girolamo Frescobaldi* (1583 bis 1643) und seinen *Capriccios*, der wie Allegris und zeitgleich mit ihm in päpstlichen Diensten stand.

Wenn Allegris *Miserere* am Ende der Tenebraegottesdienste in der Sixtinischen Kapelle neunstimmig ausklang, dann verhallte das Echo im Dunkel. Die letzte Kerze war gelöscht. Was danach, in Stille und Dunkelheit, geschah, ist Symbol: Die Kardinäle, noch auf den Altarstufen kniend, scharrten mit den Füßen auf dem Boden. So trauerten sie über das Chaos einer Welt, in der das Licht Jesu Christi erloschen ist. Das Chaos ist aber nichts anderes als die ungebändigte Vielheit, die der *Einheit* den Todesstoß versetzt, ist Emanzipation vom *Einen*, markiert den Beginn der Moderne. In seinem musikalisch-theologischen Nachklang hat der neunstimmige Schluß des *Miserere* die Zweideutigkeit der Moderne schon heraufbeschworen. Deshalb die Angst in Rom!

Ulrich Engel, Düsseldorf

¹¹Hier interpretiere ich anders als St. Wyss, Passaglia, a.a.O., 210–213.